Hoffnungslose Geschlechter

Roman von

Herman Bang



Fischers Bibliothek
zeitgenössischer Romane








S F
V

Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane

Erster Jahrgang

1. Bd. Theodor Fontane, L'Adultera
2. Bd. Jakob Schaffner, Die Erlhöferin
3. Bd. Jonas Lie, Eine Ehe mit einer Einleitung von Herman Bang
4. Bd. Gabriele Reuter, Liselotte von Reckling
5. Bd. Gustaf af Geijerstam, Thora
6. Bd. Th. Mann, Der kleine Herr Friedemann
7. Bd. Hans Land, Stürme
8. Bd. H. Bang, Hoffnungslose Geschlechter
9. Bd. E. v. Keyserling, Beate und Mareile
10/11. Bd. Gabriele d'Annunzio, Lust (2 Bände)
12. Bd. Charlotte Knoeckel, Maria Baumann

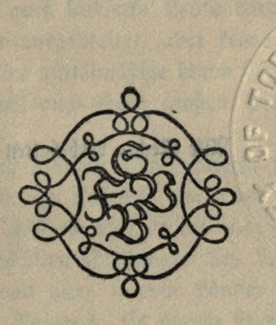
Jeden Monat erscheint ein Band

Hoffnungslose Geschlechter

Roman

von

Herman Bang



S. Fischer, Verlag, Berlin

Erstes Buch

Prolog

Es war eins der ältesten Geschlechter im Lande. Die Stammtafel erzählte, daß sie einst Lehnsgüter auf Fünen und Seeland besaßen, aber das war gar lange her, und in den letzten Jahrhunderten war es mit der Größe abwärts gegangen. Die Familie lebte unbemerkt, einige trieben Handel, andre ein Handwerk; es gab auch studierte Leute darunter, denn das Geschlecht war sehr ausgebreitet, aber keine hervorragenden Individualitäten, alles mittelmäßige brave Leute. Die meisten darunter hatten wohl auch ihren großen Stammbaum ganz vergessen.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kam ein Zweig des Geschlechts wieder zu Ansehn. Unter den Männern dieser Linie zeichneten sich mehrere als Juristen aus; einige schwangen sich sogar zu den höchsten Stellungen des Landes auf, hohe Titel und Orden von aller Herren Länder wurden wieder Attribute des alten Namens. Es waren strenge willensstarke Männer, die tüchtig arbeiteten und immer wußten, was sie wollten. Ihre glänzende Karriere verdankten sie ihrem eisernen Fleiße und ihren guten Köpfen.

Aber neben ihrer außerordentlichen Tüchtigkeit und ihrem unermüdlichen Arbeitseifer war dem ganzen Geschlecht ein gewisser Hang zum Exzentrischen, zur Übertreibung eigen, der sich auf verschiedentliche Weise kundgab.

Der Stammvater des zu neuem Ansehn gelangten Zweiges war ein eifriger Pietist; er schrieb Andachtsbücher und züchtigte seinen Körper mit jeglicher Art Pönitenz. Seine Gattin war leichtsinnig und launenhaft; sie gab sehr gern und bestahl

ihren Mann, um diese Neigung zu befriedigen. Mitunter während der Hausandacht lachte sie wie ein Kobold zu ihren Kindern hinüber und bewarf die Diener mit Papierkugeln. Sie schrieb auch Verse, die von Hirten und schönen Schäferinnen mit ziemlich leichten Sitten handelten. In allem, was sie tat, war sie äußerst heftig und leidenschaftlich.

Ihre Tochter schien ihnen viel Sorge gemacht zu haben. Wie es sich eigentlich verhielt, ist jetzt nicht mehr möglich festzustellen. Doch so viel ist sicher, daß die junge Dame eine leichte Fliege war, wie man das so nennt. Von einem adligen Offizier verführt, wurde sie vom Vater verstoßen, von der Mutter unterstützt — sie hatten sich inzwischen geheiratet — bis sie im Dunkel verschwand.

Der Sohn schlug nach dem Vater. Er besaß dessen eisernen Fleiß, seine Begabung und den klaren Blick. Doch da er einer jüngeren Zeit angehörte, war sein Gesichtskreis ein weiterer. Von der Mutter hatte er deren unruhige Natur geerbt; er mußte immer bis über Hals und Kopf in Arbeit stecken, jagte von einer Beschäftigung zur andern. So schrieb er in seinen Mußestunden Verse; und trotzdem ein Minister unter Christian VIII. ziemlich viel zu tun hatte, fabrizierte er deren eine solche Menge, daß er ganze Schubladen damit anfüllte. Gut waren sie nicht. Es hatte sich auch der Mutter Neigung zum Geben und ihre Heftigkeit auf ihn vererbt. Übrigens war er ein eitler Mann, der es liebte, gesehen und genannt zu werden.

Das Familienwappen wurde auf alle Wagenkissen, und wo es sich überhaupt nur anbringen ließ, gestickt. Er ließ in die Stammtafel Ordnung bringen und wollte seine Familie durch Verbindungen mit dem Hofadel heben. In diesen Bestrebungen wurde er von seiner Gattin unterstützt. Er hatte sie spät als angesehener Mann geheiratet, und die Leute fragten sich, ob das schöne Mädchen ihn wohl um seiner selbst willen oder seines Namens und der Stellung halber genommen

hatte. Nichtsdestoweniger wurde die Ehe recht glücklich; er schmückte ihr Heim mit einem damals noch fast ungekannten Luxus und überschüttete seine Frau geradezu mit seidenen Kleidern, Schmucksachen und Versen. Das war seine größte Freude. Alles dies brachte sie nicht aus dem Gleichgewicht; nur suchte sie ihm ab und zu einen Dämpfer aufzusetzen. Sie lebte in der Hoffnung einer glänzenden Zukunft für ihre Kinder und fürchtete nur, daß ihres Mannes Exzentrizität alles verderben könnte.

Von ihren Kindern war Ludwig, der älteste Sohn, des Vaters ausgesprochener Liebling. Er hatte glänzende Gaben und jene Eleganz, die alte, vererbte Vornehmheit verleiht. Aber es zeigte sich schon früh, daß es mit ihm wie mit den meisten Söhnen großer Männer ging, in denen sich die ganze Kraft des Geschlechts verausgabt zu haben scheint: er war schwächlich, nervös und schon ganz jung tief melancholisch. Man war bei ihm augenscheinlich zu einem neuen Stadium in der Familiengeschichte gekommen.

Die Kraft war fort, das Gehirn weniger stark; der Hang zum Exzentrischen bekam die Oberhand.

Ludwig reiste viel, nahm zu Hause an allem teil, was vornehmer Müßiggang sich nur ausdenkt, machte Schulden, die der Minister ohne Murren, bezahlte und war zeitig auf die verschiedenartigste Weise ruiniert. Er wurde beständig nervöser, seine Schwermut nahm beunruhigend zu, und die Heiterkeit, welche diese von Zeit zu Zeit ablöste, war forciert. Man begann sich zu fragen, was aus Ludwig Høg eigentlich werden sollte, und beklagte den armen Vater.

Eines Tages im Spätherbst ließ Seine Exzellenz den Sohn zu sich ins Arbeitszimmer kommen, und man hörte die beiden sehr lange und laut miteinander sprechen; des Vaters Stimme schrie mitunter ganz heiser auf, und zuletzt ertönte ein lautes Schluchzen.

Den ganzen Winter hindurch studierte darauf Ludwig wie ein Verrückter, schlief des Nachts nur drei Stunden, hielt sich durch Trinken von starkem Kaffee wach und dadurch, daß er die Füße in Eiswasser steckte. Es war etwas von dem seinem Geschlechte eigenen Arbeitseifer in ihm, aber die physische Kraft fehlte. Dieser plötzliche, übertriebene Fleiß richtete ihn vollends zugrunde. Seine Gesundheit, die nie besonders gut gewesen, war nun unwiederbringlich dahin. Mittlerweile bestand er zur Sommerzeit sein Examen ausgezeichnet, und der Minister war zufrieden. Nun sollte er eine Erholungstour machen, und wenn er zurückkam, konnte man dann etwas für ihn tun. So reiste Ludwig nach Paris.

Außer ihm waren noch zwei Söhne. Der eine recht begabt, der andre weniger; er wurde Landwirt.

Die Schlappheit des Geschlechts wurde noch durch gewisse Eigentümlichkeiten verstärkt, die in der Zeit und in den Verhältnissen des Landes lagen.

Ludwigs Jugend fiel in den Schluß der ästhetischen Periode Dänemarks: die große Arbeit war getan, die großen Werke geschrieben, nun konnte man auf den Lorbeeren ruhn, sich behaglich in Hegelscher Phantasterei und rührseliger Empfindsamkeit wiegen. Dagegen begann der Sinn für Politik zu erwachen ... man sprach von Freiheit, von Gleichheit, von Tyrannei; diese Phrasen nannte man Politik. Vaterland, Freiheit, Verfassung, all das waren die Ideale der Zeit. Es war so leicht, sich damit zu beschäftigen, weil Ideen stumpfe Waffen sind, mit denen selbst Kinder spielen können; die Wirklichkeit ist gefährlicher.

So kam 48, das Jahr der Handlungen. Im Volke selbst steckte Kraft hinter den Worten; das sah man, als es galt, sich zusammenzunehmen.

Ludwig ging als Freiwilliger mit. Seine Begeisterung loderte in heller Flamme auf, und so zog er von dannen. Drei

Tage hindurch hätte er gewiß gern sein Leben für sein Vaterland hingegeben, aber die Tage wurden zu Wochen, die Wochen zu Monaten, bevor er Pulver zu riechen bekam. So kühlte sich seine Begeisterung ab; wohl war er bereit gewesen, zu sterben, ohne zu klagen, aber nicht die monatelangen Strapazen langweiligen Exerzierens auszuhalten. Er wurde krank und reiste heim.

So vergingen ein paar Jahre. Der Minister nahm seinen Abschied und wurde Oberpräsident. Ludwig hatte keine Lust, sich um ein Amt zu bewerben, er war ewig auf Badereisen, trieb sich ruhelos Sommer und Winter in ganz Europa herum. Der Vater wartete geduldig. Der zweitälteste Sohn war mittlerweile in einer kleinen Stadt Bürgermeister geworden, der jüngste hatte ein Gut zum bewirtschaften bekommen, wobei beständig Geld zugesetzt wurde.

Im Anfang der 50er Jahre beschloß Ludwig, einen Sommer zu Haus zu bleiben und bei seinem Bruder, dem Bürgermeister in Skelskör, zu wohnen.

Aber er langweilte sich in der kleinen Stadt. Die Gesellschaft in dem Provinznest genügte ihm nicht, und Arbeit, die seine Zeit hätte ausfüllen können, hatte er nicht. Unter diesen Umständen benützte er seine freien Stunden dazu, sich zu verlieben. Der Gegenstand seiner Verehrung war eine sehr lebhafte, sehr schöne und sehr junge Dame aus der Umgegend. Sie hatten einander auf Morgenspaziergängen im Walde getroffen, aber nur wenig zusammen gesprochen. Stella war 18 Jahr, recht unerfahren und verhätschelt. Der 35jährige Hög war der eleganteste Mann, dem sie bisher begegnet war; seine dichterische Begabung reichte gerade aus, um seiner Liebe mit seinen formvollendeten Versen einen glänzenden Rahmen zu geben, und seine Vergangenheit war unklar genug, um mit der Macht des Geheimnisvollen zu locken und zu reizen.

Als er Stella bat, sein Weib zu werden, sagte sie „Ja.“

Es wurde sehr viel über diese Heirat geredet. Die meisten betrachteten diese Verbindung als eine Mesalliance und bedauerten Seine Exzellenz, daß er keine richtige Freude an seinen Kindern erlebte. Einige andere wieder bedauerten Stella: er war so viel älter als sie, hatte sehr gelebt und gewiß nicht mehr viel auf dem Altar der Ehe zu opfern übrig; und sie war so jung und frisch. Aber sie kam ja in eine vornehme Familie!

Der kluge, alte Arzt in Skelskör war sehr unzufrieden. „Das ist eine dreckige Geschichte," sagte er am L'hombretisch bei Pastors. „Eine dreckige Geschichte ... Leute wie Hög dürften überhaupt nicht heiraten. Die Linie ist fertig, die Kraft verbraucht ... Dieser hat Anlage zur Melancholie, die andern sind Dummköpfe, sowohl der Bürgermeister wie der Gutsbesitzer ... Ja, 's ist kein Spaß für das arme Ding ... Und wenn er nun schon mal partout heiraten wollte, so hätte er sich ein Bauernmädel nehmen sollen, da wäre gesundes, dickes Blut in die Familie gekommen." — Die andern lachten. — „Ja, das ist meine Meinung ... es ist geradezu Sünde um Stella ... Sie hätte einen Kraftkerl bekommen müssen ... Denn es ist Disposition zur Schwindsucht in ihrer Familie ... Und das wird eine schlimme Geschichte, wenn die Gebrechen zusammenkommen ... Aber hoffentlich bekommt der Kavalier da keine Kinder, so daß es der letzte Akt bleibt ... Sonst Gnade Gott den armen Sprößlingen!"

Seine Exzellenz empfing die Braut seines Sohnes mit tadelloser Würde; seine Frau konnte sich weniger beherrschen. Sie suchte auf Ludwig einzuwirken, aber er ließ sich nichts sagen. Im Herbst bekam er eine Anstellung, und im November war die Hochzeit.

Bei Ehen, die nach kurzer Bekanntschaft geschlossen werden, ist man immer leicht in der Lage, einen Irrtum begangen zu haben. Als Stella Frau Hög wurde, wußte sie vielleicht

selbst nicht recht, was sie tat, und so war es bald dies, bald jenes, was sie vermißte: mehr Glut, eine stärkere Hingabe, möglicherweise auch mehr Kraft. Aber sie war nicht nur sehr jung, sondern auch sehr jugendlich unerfahren, wußte sehr wenig von der Welt und noch weniger von der Liebe. Im Anfang glaubte sie, daß alles wohl so war, wie es sein mußte, und als sie nach und nach langsam entdeckte, daß dies nicht der Fall, war der gegenwärtige Zustand ihr schon zur Gewohnheit geworden.

Ludwig meinte, daß er sich mit einem Kinde verheiratet hatte. Er gab ihr alles, was er zu geben hatte, aber es waren nur Überreste. Es ging mehr und mehr vor ihm selbst auf, daß seine Gesundheit untergraben und sein Leben in seinen Wurzeln angenagt war. Dies machte ihn sehr schwermütig, und wenn er dazwischen heitere Stunden hatte, äußerte sich seine gute Laune durch beißende Sarkasmen, die andre verletzten. Stella und er waren so verschieden wie Tag und Nacht.

In den ersten Jahren ihrer Ehe spielte Stella noch mit Puppen, oder sie führte Theaterstücke vor Hög auf. Wenn er ausging, weinte sie, und im Dunkeln fürchtete sie sich, allein zu bleiben. Sie hatte eine sehr lebhafte Phantasie und liebte es, sich mit Blumen und Schleiern aufzuputzen. Stundenlang konnte sie am Klavier sitzen und „Opern", wie sie es nannte, spielen. Es war dies ein Durcheinander verschiedener Melodien, zu denen sie während des Spielens einen Text improvisierte.

Auch machte es ihr großes Vergnügen, laut vorzulesen. Sie bat oft ihren Mann, doch mit ihr zusammen Dramen zu lesen, und wenn er einwilligte, saßen sie bis in die halbe Nacht hinein und lasen mit verteilten Rollen. Sie hatte eine herrliche Stimme, und manchmal brach Hög ganz berauscht und entzückt in Lobsprüche aus. Sie lachte dann und sagte: Ja, ich bin nicht dazu geboren, Beamtenfrau zu sein!

So lebten sie im Anfang. Doch nach und nach, als Stella älter wurde, sah sie langsam, aber sicher ein, daß ihre Ehe eine ungleiche Verbindung war, daß er alt und sie jung war, und daß das, was ihr Mann ihr gab, und womit sie sich begnügen mußte, wohl eigentlich nicht mehr als eine apathische, ab und zu durch einen kurzen, fieberhaften Anfall von Verliebtheit gewürzte Freundschaft war. Aber sie ließ den Mut nicht sinken. Sie war der gesellschaftliche Mittelpunkt der Gegend und im Umkreise mehrerer Meilen bei jeder Zusammenkunft unentbehrlich.

Sie war nun mittlerweile 22 Jahr geworden. Drei Jahre waren sie nun verheiratet, und es schien, als ob der alte Arzt in Skelskör recht behalten sollte.

Da auf einmal verliebte sich Stella. Der Gegenstand ihrer Liebe war der Freund ihres einzigen Bruders und mit ihr ungefähr gleichaltrig.

Was da alles vorging, weiß kein Mensch; genug, eines schönen Tages reiste Ludwig Hög mit seiner jungen Frau ins Ausland.

Man tuschelte in der Gegend über diese Reise, die so Hals über Kopf angetreten wurde, dann aber hatte man wieder über anderes zu sprechen und vergaß dieses.

Nach ihrer Rückkehr machte Stella weniger mit als früher; ihre Gesundheit war daran schuld. Sie hustete, und der Arzt fürchtete, daß ihre Brust angegriffen war.

Ein Jahr darauf wurde sie Mutter. Das Kind ward nach Ihrer Exzellenz, die sie über die Taufe hielt, Nina genannt. Stella war sehr glücklich. Sie spielte mit dem Kinde wie mit einer Puppe und stillte es selbst.

Hög kümmerte sich nicht viel um das Kind. Er litt in der letzten Zeit beständig an Kopfschmerzen und Neuralgie, und des Nachts hatte er mitunter Halluzinationen. Stella suchte sein Leiden mit heimlichem Grauen vor der Welt zu verbergen.

Zwei Jahre darauf wurde sie wieder guter Hoffnung. Sie war sehr merkwürdig während dieser Schwangerschaft, vertrug es kaum, ihren Mann zu sehen, wollte wochenlang keinen Besuch annehmen und schloß sich in einem dunklen Zimmer ein, wo sie die Tage ohne jede Beschäftigung auf einem Schaukelstuhl in dumpfem Brüten verbrachte. Dann wieder kam eine Periode, wo sie gar nicht genug mitmachen konnte; sie fuhr von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Ball zu Ball.

Im fünften Monat ihrer Schwangerschaft arrangierte sie eine dramatische Abendunterhaltung, und im siebenten mußte ihr der Arzt das Tanzen verbieten.

Die Geburt des Kindes war sehr schwer und dauerte 24 Stunden; der Doktor behauptete, daß sie sich während ihres schwangeren Zustandes zu sehr geschnürt hatte.

Als der Junge endlich zur Welt kam, wog er nur fünf Pfund und wurde gleich in Baumwolle gewickelt. Der Hebamme schien es, daß er blind war. Den dritten Tag glaubten sie schon, daß es mit ihm zu Ende ging; er wurde schnell vom Hausarzt in Eiswasser getaucht und kam wieder ins Leben zurück.

Stella lag lange krank.

Gleich vom ersten Tage an hatte sie den Jungen mit einer fast fieberhaften Zärtlichkeit umfaßt. Bei der Taufe bekam er ihren Lieblingsnamen William.

Die Zeit verging, und drei Jahre darauf kam Stella mit einer Tochter nieder. Sie wurde Sophie getauft.

Dasselbe Jahr im Herbst segnete der Minister als Ritter des Elephantenordens das Zeitliche. Stark wie er gelebt, starb er auch.

Einige Monate darauf wurde Ludwig Høg versetzt, er war zum Oberbürgermeister in Randers ernannt worden.

Stella war darüber ganz verzweifelt. Den letzten Abend vor ihrer Abreise ging sie mit Nina und William auf einen Hügel oberhalb des Städtchens. Es war im Mai; die ganze

Gegend lag in des Frühlings erster Frische, grün und berauschend, vor ihren Blicken da. Weiter draußen schimmerte das Meer silbergrau. Stella zeigte alles den Kindern zum letztenmal: jeden Kirchturm, jede Mühle, jeden Stein. Nina weinte; William stand mit den Fingern im Munde da und sah seine Mutter mit großen, erstaunten Augen an. Sie fuhr fort, sie auf die einzelnen Dinge aufmerksam zu machen, zeigte ihnen jedes ihr liebgewordene Fleckchen; es war ihr, als ob sie in einem lieben Buche las, worin sie jede Seite kannte, während sie so zum letzten Male von dem hoch aufragenden Hügel auf die ihr teuer und traut gewordene Gegend hinabschaute.

Plötzlich warf sie sich ins Gras nieder und weinte. William sah verwundert auf die Mutter; dann nahm er ihr sachte die Hände vom Gesicht und sagte:

„Willy küssen."

Stella schloß den Jungen leidenschaftlich in die Arme; dann faßte sie Nina bei der Hand und ging schnell den Abhang hinunter.

Erstes Kapitel

Im nächsten Jahr wurde Stella zum vierten Male guter Hoffnung und gebar einen Sohn. Er wurde Aage getauft.

Högs lebten in Randers sehr still und zurückgezogen. Es nahm erst viel Zeit, bis man nach dem Umzug in Ordnung kam; dann erkrankte Nina an den Masern, und so kam Stellas Schwangerschaft. Mittlerweile war der Herbst 63 herangekommen.

Es war heut abend das erstemal, daß sie Gäste bei sich hatten: den Pastor, den Gymnasialdirektor und den Kreisphysikus Berg mit ihren Frauen. Die Herren sollten eigentlich in Högs Zimmer Karten spielen, aber sie waren im Wohnzimmer bei den Damen geblieben. Man sprach die ganze Zeit davon, was augenblicklich die Gemüter erregte: des Königs Krankheit. Hög hatte soeben einen Brief aus Kopenhagen bekommen, die Nachricht lautete traurig; man befürchtete das Schlimmste.

In dem Gefühl des Drohenden, das auf den Gemütern lastete, war man zusammengeblieben, gerade wie bei einem Unwetter gewöhnlich alle in dasselbe Zimmer zu einem Häuflein zusammenkriechen.

Man sprach auch von der Gattin des Königs, der Gräfin. Hög wurde heftig und sagte, man sollte sie in einem so ernsten Augenblicke zu vergessen suchen; der Direktor nannte sie wie in einer Festrede im Klub „Dänemarks Aspasia", worauf der Physikus lachend fragte, wer denn da Perikles war?

Der Pastor, ein magerer Mann von feinem Aussehen, suchte das Gespräch von der Gräfin abzulenken und kam auf die brennende Frage von den Herzogtümern.

Man nahm einander das Wort aus dem Munde. Alle meinten, daß, im Falle der König sterben sollte, gar viel auf dem Spiele stand.

„Gott verhüte es!" meinte der Pastor.

Stella hatte aufgehört, mit den Damen zu plaudern. Sie saß auf ihrem Stuhl nach vorn übergebeugt und hörte aufmerksam zu.

„Vielleicht wäre ein Krieg uns ganz nützlich," sagte sie.

Der Arzt lachte. „Sie wollen wohl als Krankenpflegerin mitgehn?"

Man erwog die Chancen für einen Krieg; der Direktor sprach mit Begeisterung von dem Geist, der 48 geherrscht hatte; der Pastor meinte, daß sich die Zeiten verändern, so etwas wiederhole sich nicht.

Nach und nach wurde die Unterhaltung mehr allgemein politisch. Und als dann auch die Damen an der Konversation teilnahmen, ging man zu allen möglichen Gesprächsstoffen über. Die Frau des Arztes hatte einmal die Kaiserin Eugenie in Paris gesehen. Ihre Krinoline hatte den ganzen Wagen ausgefüllt. Høg erzählte pikante Geschichten aus den Tuilerien.

„In Spanien ists doch noch ärger," entfuhr es der Doktorsfrau.

Man lachte und gab Anekdoten von der Königin Isabella zum besten; die Direktorin meinte, daß sie zu viele Beichtväter hatte, und der Arzt sagte, daß Beichtväter — er meine natürlich nur Seelsorger, die im Zölibat leben — überhaupt eine gefährliche Einrichtung wären. Das sollte eine Stichelei für den eleganten Geistlichen sein, von dem man behauptete, daß er der Damenwelt und nicht zum wenigsten Stella gegenüber gewisse katholische Tendenzen an den Tag legte.

Der Pastor lächelte und ging auf die Neckerei ein: Man sollte nicht zuviel verlangen, wir sind ja alle nur Menschen ...

In dieser Stimmung erhob man sich, um zu Tisch zu gehn. Nina und William hatten Erlaubnis bekommen, mit den Großen zu essen.

Der Tisch war reich gedeckt; Stella hatte trotz der vorgerückten Jahreszeit die großen Aufsätze mit stark duftenden Blumen gefüllt. Es gab einen Überfluß von geschliffenen

Gläsern, Karaffen und Desserttellern. Nach des Ministers Tod hatte Ludwig den größten Teil des Familienservices geerbt, und Stella, die gern ein bißchen mit den prächtigen Schätzen des Hauses prunken wollte, hatte diesen Abend so viel davon angebracht, wie nur möglich war.

Die Zimmerecken waren mit großen Pflanzen, Palmen und Farnkraut dekoriert, und all die Kerzen der Kronen und Kandelaber brannten und verbreiteten ein strahlendes Licht.

Die Provinzdamen waren ganz geblendet, sie besahen prüfend jedes einzelne Stück auf dem Tische; nach Verlauf von fünf Minuten hatte die Direktorin im Geiste jeden Löffel gewogen und jedes Gefäß abgeschätzt. Die Pastorin blinzelte mißbilligend zu ihrem Manne hinüber; aber dieser, welcher den Luxus liebte, streckte sich behaglich auf seinem Stuhle und genoß schon im voraus die guten Gerichte, die ihnen bevorstanden.

Eine prachtvolle Vase mit Namenchiffre in Gold erregte seine besondere Aufmerksamkeit. Er fragte, ob sie von Sevresporzellan war.

„Mein Vater hat sie von Louis Philipp bekommen ... er war in einer diplomatischen Mission in Frankreich ... sie ist echt Sevres ..."

Der Pastor hatte es sich gedacht. Er hatte selbst die Fabriken in Sevres besucht.

Die Direktorin fing an, ihre Handschuhe auszuziehen, aber als sie plötzlich sah, daß Stella die ihrigen anbehielt, bekam sie einen ganz roten Kopf und knöpfte sie schnell wieder zu.

Der Diener in blauer Livree mit Silber reichte Fisch herum.

Es war sehr schwer, in dieser Jahreszeit Fisch zu bekommen, meinte die Direktorin, wo Frau Berg kaufte? Diese erklärte lachend, daß sie es nicht wüßte, das Mädchen besorgte die Einkäufe. — Fisch war ein teures Essen für einen Haushalt, wenn der Mann nicht Stockfisch aß. — Aß der Direktor keinen? — Nie! —

Der Bediente schenkte Hochheimer ein. William fing zu weinen an, weil er keine Splitterkuchen bekommen hatte.

Die Frau Direktor setzte ihr Pincenez auf. Sie hatte nie ein so dunkles Kind gesehn, das war ja ein richtiger Zigeuner!

Der Physikus trank eifrig dem Pastor zu.

Stella beugte sich vor und fragte die Pastorin, ob ihre Kinder noch immer Lebertran tranken? — Frau Berg mochte Kinder nicht gern, wenn man selber sechs Stück hat ...

Die Stimmung wurde animiert, man sprach laut durcheinander. Der Direktor dozierte; der Pastor demonstrierte seiner Dame lebhaft etwas vor, wobei er in seinem Eifer die Hand auf ihren Arm legte. Die junge Frau hatte volle Arme und trug Halbärmel. Berg sprach von der Malthusschen Theorie. Stella griff den Namen auf und fragte, wer das war.

„Einer der Wohltäter der Menschheit," sagte der Arzt. Seine Frau lachte laut auf.

Ob Hög wußte, wie groß das Legat fürs Asyl war? fragte der Geistliche, er hatte von 5000 Reichstalern gehört. Das war doch eine große Wohltat für die Stadt! ...

Es war dumm, zu behaupten, daß dunkle Kinder leidenschaftlicher als blonde sein sollten ... Die Direktorsfrau hatte viele blonde Kinder gesehn, die sehr leidenschaftlich waren ...

Hög glaubte es nicht.

Sie redeten alle auf einmal. Der „Blaue" ging herum und schenkte ein. Es war alter Rotwein aus des Ministers Zeit. Der Pastor erklärte, lange keinen so vorzüglichen Wein getrunken zu haben.

Die Stimmung wurde immer lebhafter. Stella nahm William auf den Schoß, Nina saß beim Arzte.

„Ja, wenn man so schöne Kinder bekommen könnte, dann wärs was andres," meinte Frau Berg und erklärte ihre Bengels für gräßlich. Der Direktor erwiderte, daß sie zuviel Selbstkritik hatte, der Älteste war wirklich sehr tüchtig in Latein ...

„Ja in Latein, das ist auch noch das einzige ..."

Hög benutzte diesen Zusammenhang, ein Glas aufs Wohl der Damen als Mütter der Gesellschaft zu trinken. Stella zog jetzt ihre Handschuhe aus. Die Direktorin war ganz weg vor Bewunderung über einen Aufsatz ... „Es ist eine Gabe des Königs," sagte Stella. „Übrigens knüpft sich eine pikante Geschichte daran ..."

Und sie fing zu erzählen an. Hög unterbrach sie öfters und berichtigte dies und jenes ... Dann kam man wieder auf Geschichten von der Gräfin. Der König hatte ihr einmal einen Nachtstuhl, mit Apfelsinen gefüllt, geschenkt, und jede davon war in einen Fünfkronenschein gewickelt ... Der Arzt meinte, daß das doch sehr spaßig und generös vom König war. Die alte Aspasia hatte so was schwerlich von ihrem Perikles bekommen.

Sie wälzten sich förmlich vor Lachen, selbst die Pastorin wurde von der allgemeinen Lustigkeit mitgerissen.

Der Bediente kam herein und überreichte Hög auf einem Tablett ein Telegramm.

„Ein Telegramm." Hög sprang auf und griff danach. Im selben Augenblick hatten es alle gesehn, und es wurde ganz stille im Saal. Stella setzte William brüsk auf den Boden.

Hög war sehr bleich geworden.

„Der König ist tot," sagte er.

Mit einem Ruck wurden die Stühle zurückgeschoben; alle standen auf. Dann wurde es wieder ganz still; man hätte eine Stecknadel zur Erde fallen hören können. Sie sahen alle gedankenvoll vor sich hin — der Pastor hatte die Hände gefaltet.

William stand bei der Mutter, er sah ängstlich vom einen zum andern, dann fing er zu weinen an.

Bald darauf waren Hög und Stella allein im Speisesaal zurückgeblieben.

„Wir sehen schweren Zeiten entgegen," sagte Hög.

Stella löschte die Lichter aus.

Der Krieg kam. Es lagen viele dänische Truppen in Randers, aber man fürchtete jeden Tag weiter nordwärts gehen und die Stadt aufgeben zu müssen. Der Feind war nördlich von Skanderborg vorgerückt — der Weg nach Randers lag offen.

Der Kronprinz war am Nachmittag zur Stadt gekommen, um nach den Verwundeten zu sehn, die im städtischen Lazarett untergebracht waren. Hög begleitete Seine königliche Hoheit.

Es war spät am Abend. Ein kalter, durchdringender Herbstregen wurde von einem heulenden Sturm gepeitscht.

Bei Högs sah es traurig aus. Das jüngste Kind lag an Lungenentzündung krank. Der Arzt gab nur wenig Hoffnung.

Über die Lampe hatte man einen dichten Schirm gebreitet. Stella saß bei der Wiege, die in der dunkeln Ecke beim Kachelofen stand. Sie wiegte ganz mechanisch mit dem Fuße; wenn das Kind zu wimmern anfing, suchte sie es leise wieder in den Schlaf zu singen. Mitunter fuhr sie aus ihrer Geistesabwesenheit wie erschreckt auf, beugte sich über die Wiege und lauschte den röchelnden Atemzügen. Dabei faßte sie sich wie verzweifelt an den Kopf und seufzte schmerzlich auf.

Der Regen schlug hart gegen die Scheiben ... Und auf der Straße hörte man die Leute laut und aufgeregt miteinander reden.

Stella richtete sich wieder auf. Das Kind lag mit großen, angstvollen, gleichsam fragenden Augen da, die ihr überallhin folgten. Sie sah zur Seite, suchte ihm auszuweichen; aber es nützte nichts, immer und immer fühlte sie diesen flehenden Blick auf sich ruhen.

„Wieg' Aage ein bißchen, Nina," sagte sie.

Nina saß bei der Lampe und strickte.

„Wo ist William?" fragte die Mutter.

Dieser saß ganz zusammengekauert auf einem Schemel hinter der Gardine versteckt und schlief. Das Bilderbuch, in dem er geblättert, war zur Erde gefallen.

Aage drehte den Kopf ein wenig auf seinem Kissen und folgte Stella mit den Augen, während sie auf das Fenster zuging. Sie rüttelte William sacht und sagte: „Anna soll dich jetzt zu Bett bringen." Darauf stellte sie sich mit dem Rücken gegen die Stube und sah hinaus.

Die Leute liefen unruhig in den Gassen auf und nieder. Man rief einander im Vorübergehen zu und lief schnell weiter, die Köpfe unter dem Regenschirm bergend. Der Sturm hatte das Barbierschild vom gegenüberliegenden Hause losgerissen, so daß das Messingbecken gegen die Mauer klapperte. Der Regen fiel unregelmäßig, ruckweise vom Winde gepeitscht.

Stella ging zur Wiege zurück. Das Kind sah sie an und lächelte schwach, seine Brust ging heftig auf und nieder, und die kleinen Händchen griffen krampfartig nach der Wiegenkante. Es wurde ganz blau im Gesicht.

William ging zur Wiege und sah neugierig auf den Bruder.

„Armer kleiner Aage ist krank," sagte er und riß an dem grünen Vorhang. Stella hatte keine Ruhe; sie ging mit gerungenen Händen im Zimmer auf und nieder, blieb eine Weile in der dunkeln Ecke bei den Kindern stehn und ging dann wieder auf und ab. Ihr schien es, als ob der Sturm von Minute zu Minute heftiger wurde. In ihrer Unruhe ging sie wieder ans Fenster. Nun mußte doch Høg bald kommen! Ein vereinzeltes Hornsignal ertönte. Sie fuhr erschreckt zusammen und wich zurück.

„Wann kommt denn Vater?" fragte Nina.

Stella sah wieder hinaus. Auf der Steinbrücke sah man viele Menschen hastig hin und her laufen. Vom Marktplatz her tönte lautes Schreien gleichsam wie Kommandorufe. Gegenüber unter der Laterne standen zwei Offiziere und sprachen sehr eifrig miteinander. Ihre langen Regenmäntel trieften förmlich. Aage fing zu weinen an. Stella ging zu ihm und wiegte ihn langsam. Der Sturm nahm zu; der Regen peitschte

förmlich gegen die Fenster. Von der Straße her hörte man immer mehr und mehr dröhnende Schritte. Der Wind seufzte im Kachelofen; das Kind wimmerte leise.

„Wie sie laufen!" sagte Nina. Sie war auf einen Stuhl am Fenster gekrochen.

William stand bei ihr und zupfte sie am Kleide.

Auf der Straße ertönte Hufschlag, lautes Rufen und dazwischen das Tuten der Hornsignale ...

Stella fuhr in die Höhe ...

„Ach, Mutter, Mutter," schrie William angstvoll auf und rannte zu ihr. Auch Nina lief vom Fenster weg. Auf einmal fingen beide Kinder zu weinen an.

Nun hörte man Trommelwirbel, Hörnertuten und Pferdegetrappel von allen Seiten. Dazwischen immer wieder die lauten Kommandorufe.

Stella riß das Fenster wieder auf. Der Sturm schlug es klirrend gegen die Mauer. Der Regen peitschte ihr ins Gesicht und zerzauste ihr Stirnhaar.

In allen Türen standen Leute; Soldaten liefen aus und ein. Eine Kompagnie marschierte in geschlossenem Trupp über die Straße. Die Schritte klangen glitschig auf der überschwemmten Steinbrücke.

Vor der Tür standen ein paar weinende Weiber.

„Kommen sie?" rief ihnen Stella zu. Und nochmals lauter: „Kommen sie?"

Aber der Sturm entführte ihre Worte. Niemand hörte sie.

Wieder ertönten Hornsignale ängstlich wie kurze Notrufe von allen Seiten.

„Kommen sie?" rief sie nochmals mit aller Kraft. Niemand antwortete.

Ein Adjutant sprengte im Galopp vorbei. Sie fragte wieder, er wendete den Kopf und sagte etwas, aber seine Worte erstarben im Winde.

„Mutter, komm nur, Aage wird so schwarz im Gesicht," rief Nina, die bei der Wiege saß, angstvoll aus. Stella lief hin. Das Kind lag röchelnd mit starren Augen da. Sie riß Nina weg, warf sich mit einem Schrei über die Wiege, nahm das Kind in die Höhe und legte es wieder zurück.

„Es stirbt, es stirbt!" schrie sie wie wahnsinnig auf. Dann flog sie zum Tisch, ergriff eine Flasche und träufelte ein paar Tropfen in einen Löffel.

„Es stirbt," sagte sie dann leiser und blieb dabei, wie mechanisch, immerfort leise vor sich hinzusagen: „Es ist tot, es ist tot ..."

Das Fenster klapperte gewaltsam gegen die Mauer. Der Wind hatte die Gardine erfaßt und gelöst, sie wehte wie eine weiße Fahne weit ins Zimmer hinein. Die Flamme in der Lampe flackerte in dem Zuge auf und blakte ... William und Nina saßen im Winkel beim Bücherschranke und weinten leise vor sich hin; der Junge hatte den Kopf in den Schoß der Schwester gelegt.

Stella lag ausgestreckt über der Wiege. Sie sah mit Angst und Weh das Kind an.

Da wurde die Tür aufgerissen und Hög trat ein.

Er hatte einen langen Gummimantel um; das Wasser tropfte von ihm nieder und floß in Bächen über den Teppich.

„Der Feind ist gleich hier," sagte er hastig. „Der Prinz flüchtet."

Die Kinder fingen lauter zu schreien an. Er schüttelte sich das Wasser von Haaren und Mantel, wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort heraus.

„Gehst du wieder?" fragte Stella angstvoll.

„Ja, der Prinz reist gleich." Einen Augenblick herrschte dumpfes Schweigen. Darauf sagte sie leise:

„Das Kind stirbt ..."

Hög ging zur Wiege hin, wo Aage lag und seine kleinen

Händchen um die Decke krampfte. Er beugte stumm den Kopf und ging.

Stella sah ihn die Straße hinunter nach dem Klub stürzen. Eine lange Reihe Soldaten marschierte nach dem Marktplatz. Sie liefen mehr als sie gingen. Die Köpfe duckten unter den aufgeschlagenen Kragen unter. Der Regen wurde immer stärker, man sah das Wasser um die trampelnden Beine aufspritzen ... Der ganze Trupp sah wie ein dunkler Körper aus.

Männer und Weiber rannten kopflos auf dem Trottoir auf und nieder. Die Hörner tuteten unaufhörlich.

Plötzlich ertönte wieder Hufschlag vom Marktplatz her. Eine kleine Kavalkade sprengte vorbei; die Mäntel flogen im Sturme, die Pferde wieherten — Stella erkannte den Prinzen. Im Laternenschein sah sie deutlich seine Züge; er war weiß wie ein Bettuch.

Sie zitterte, daß ihr die Zähne im Munde klapperten. Ihr Gesicht und Haar waren ganz naß vom Regen. William stand neben ihr und riß an ihrem Kleide. Sie wandte sich um.

„Was willst du?"

„Warum blasen sie so?" fragte er.

„Weil die Dänischen flüchten," sagte sie und sah wieder hinaus.

William heulte.

„Jetzt schläft Aage," flüsterte Nina.

„Was sagst du?"

„Er schläft."

„Schläft?" Es klang wie ein Schrei. Sie wollte zur Wiege stürzen, die Füße versagten ihr den Dienst.

Das Fenster schlug wieder gegen die Mauer. Die eine Scheibe ging entzwei und fiel klirrend auf die steinerne Vortreppe.

Die hastigen, einförmigen Schritte der Truppen verhallten mehr und mehr in der Ferne ... man hörte nur noch ab und zu ein einzelnes schrilles Signal.

Stella hockte zusammengekauert bei der Wiege am Boden. Das Gesicht in die kleinen Betten vergraben, schluchzte sie herzbrechend.

William weinte die ganze Nacht.

Zweites Kapitel

Die meisten waren darüber einig, daß William ein ganz eigentümlicher Knabe war.

Er war sehr dunkel, sowohl von Haut= wie von Haarfarbe, und hatte ungewöhnlich große Augen mit einem schwermütigen, etwas unruhigen Blicke.

Sein Kopf schien im Verhältnis zum Körper zu groß zu sein; außerdem hielt er sich schlecht, so daß er noch einen runderen Rücken zu haben schien, als es in Wirklichkeit der Fall war. Die Natur hatte ihm ein paar ziemlich dünne Beine und allzu lange Arme geschenkt, und seine Bewegungen waren wunderlich, halb eckig, halb theatralisch.

Sein Gang war ungleich und ebenfalls merkwürdig. Er konnte, leise mit sich selbst redend, langsam längs der Häuser hinschlendern — Stella behauptete, daß er Löcher in den Ellbogen bekam durch die Art, wie er sich an den Wänden entlang drückte — mit gebeugtem Kopf und schlenkernden Armen. Dann plötzlich stolperte er über seine eigenen Beine, die er beständig einwärts setzte, und fing zu laufen an. Wie er aussah, wenn er so lief! Man kam darauf, an die kleinen, mißgestalteten Trolle mit ihren unverhältnismäßig großen Köpfen zu denken, die zusammengedrückt in Schachteln liegen und aufspringen, wenn man diese öffnet. Nach einer Weile hielt er dann gewöhnlich mit dem Laufen inne, schlenderte eine Zeitlang wieder in der alten Weise, bis er dann auf einmal wieder zu laufen anfing.

Beim Sprechen gestikulierte er viel. Er wandte gern selten gebräuchliche Worte an, und was er sagte, war oft so stilisiert wie die Repliken in einem Drama.

Nina und William standen zeitig auf, lange vor den andern. An den Wintermorgen kamen sie noch ziemlich verschlafen in die eiskalte Küche, wo die Köchin ihre Butterschnitten, die sie in die Schule mitbekamen, bei einem tropfenden Talglicht schmierte. Sie hatte stets noch ihre Barchentnachtjacke an und schnitt Brot, indem sie dieses gegen ihre Brust hielt. William bekam manchmal geradezu Ekel vor diesem Essen — des Mädchens Nachtjacke war mitunter schon ganz graugelb in der Farbe — und warf das Butterbrot auf dem Wege zur Schule fort. Während die Kinder ihren Kaffee tranken, stand sie und frisierte sich am Küchentisch, wobei sie immer den einen Zopf im Munde hielt, während sie den andern flocht.

Wenn die Kinder fortwaren, kroch sie wieder ins Bett zurück. Um neun Uhr kam der Milchmann und weckte sie; um halb zehn Uhr bekam Stella ihren Tee ins Schlafzimmer.

Ab und zu passierte es, daß Høg bei seiner ewigen Schlaflosigkeit sehr zeitig aufstand.

„Hyß, hyß,“ machte das Mädchen, wenn die Kinder zähneklappernd in die kalte, dunkle Küche traten. „Der Herr Bürgermeister ist auf.“

An diesen Tagen wagten Nina und William kaum zu sprechen. Nina stand und las flüsternd in ihrem Katechismus bei dem blakenden Talglicht, William setzte sich auf die Küchenbank neben die Wassertonne, aber er konnte keinen Augenblick stillsitzen und wackelte so unruhig auf der Bank hin und her, daß der Schöpfeimer plötzlich plätschernd in die Tonne fiel.

„Sst, William,“ sagte Nina, „du weißt ja, Vater ist auf.“

Wenn er sich dann auf den Zehen sachte durch die Küche schleichen wollte, fiel er über den Kohlenkasten beim Schornstein. Aus Schreck fing er an, auf allen vieren zu kriechen.

„Daß dich der Kuckuck ... du ungeschickter Klotz," schalt das Mädchen. Im Eßzimmer, welches die Kinder passieren mußten, sahen sie den Vater mit einem Handtuch um den Kopf gewickelt am Tische sitzen. Sie sagten ganz ängstlich, leise „guten Morgen". Er nickte nur, ohne sich umzudrehen oder zu sprechen. Nina öffnete die Tür und schlüpfte schnell hinaus; der Junge ihr nach, aber in seiner Angst war er nicht imstande, die Tür zu schließen. So stand er lange da und rasselte mit dem Schloß, bis der Vater wütend aufstand und mit einem ungeduldigen „Na" die Tür hastig zuwarf.

Die Kinder machten, daß sie so schnell wie möglich die Treppe hinunterkamen. An einem solchen Morgen waren sie froh, wenn sie erst glücklich auf der Straße waren.

Hög pflegte zu Mittag zu speisen, wenn die Kinder aus der Schule kamen. Bei Tisch wurde wenig gesprochen. Wenn Nina eine etwas längere Geschichte zu erzählen anfing und die andern einmal lachten, fuhr sich Hög mit einer nervösen Bewegung über die Stirn, und Stella winkte ihnen gleich zu, still zu sein.

Diese Schweigsamkeit drückte auf die Kinder; meist aßen sie ihr Essen hinunter, ohne ein Wort zu sprechen; sie schubsten sich nur gegenseitig unter dem Tisch. Wenn das Mittagbrot vorbei war, küßten sie den Vater — William war immer so wunderlich angst dabei zumute; nach dem Kuß bekam er einen ganz roten Kopf und lief wie besessen hinaus.

Nun war er bis abends sein eigener Herr.

Mitunter sammelten sich alle Kinder der Nachbarschaft auf dem Högschen Hofe, auf dem es sich großartig Verstecken spielen ließ — es gab da hohe Holzhaufen, große Wagenremisen und Schuppen. Auch lagen einige alte Zuckertonnen herum, die der Kaufmann schon jahrelang da liegen lassen hatte; diese stapelten die Jungen zu Festungen auf, wenn sie Soldaten

spielten. William war der Kleinste von allen, deshalb war er beständig König — zu etwas anderem taugte er nicht. Aber König zu sein, das verstand er aus dem ff. Er stand mit Würde ganz oben auf den Tonnen und teilte Orden aus: kleine Zigarrenbändchen, die er vom Vater erbettelt hatte, und fabrizierte sich Schärpen aus altem Tarlatan, den ihm Stella gab.

Er hielt lange Reden, und jedesmal, wenn seine Truppen gesiegt hatten, ließ er sich mit der Pappkrone krönen, die ihm seine Cousine zum Geburtstag geschenkt hatte.

Und seine Truppen siegten immer. Nina war Bischof und setzte ihm die Krone aufs Haupt — mit Nina konnte man sich doch nicht prügeln, weil sie ein Mädchen war, deshalb repräsentierte sie mit ihrer besten Freundin des Reiches höchste Geistlichkeit.

Ein anderes Mal wieder mußten die Tonnen Schiffe vorstellen. Sie segelten weit, weit fort. William war Kapitän; er stellte Kolumbus vor und entdeckte Amerika. Traurig saß er tief drinnen in einer der Tonnen; die Matrosen hatten ihn gebunden. Aber als dann Nina: „Land — Land!" rief, wurde er befreit, und, jubelnd eine alte Fahne schwingend, ließ er sich im Triumph von den anderen Jungens im Hofe herumtragen.

Der Himmel weiß, wie viele Male er Amerika entdeckt hatte!

Oft aber spielte Nina allein mit den Knaben. William blieb oben, um zu lesen. Er lag dann auf dem Bauch platt am Boden ausgestreckt, den Kopf auf beide Hände gestützt, und las und las. Wenn er besonders eifrig wurde, kroch er — beständig die Augen auf das Buch geheftet — von einem Ende des Zimmers bis zum andern. Oft las er auch laut, ohne daß er es selbst wußte, oder er deklamierte Verse; bald flüsternd, bald mit erhobener Stimme. Mitunter erhob er sich auch wie ein Nachtwandler ganz mechanisch vom Boden, ging, das

Buch immer offen in der Hand haltend, auf und nieder und rezitierte, bis ihm vor Anstrengung die Stimme überschlug.

Stella war ganz still dabei und beobachtete ihn. Mitunter legte er auch das Buch aus der Hand, ging vor den Spiegel und sprach mit sich selbst, wobei er mit den Armen allerlei Gesten machte und verschiedene Stellungen probierte.

Eine Weile später lag er dann wieder auf dem Bauche, ganz rot im Gesicht und vor Erregung und Anstrengung förmlich schwitzend. Man konnte ganz gut um ihn herum sprechen, das störte ihn nicht. Er hörte die Unterhaltung nur als etwas ganz Fernes, weit, weit fort. Es war ihm dann, als wäre er in einem tiefen Brunnen, und ganz oben über ihm wurde Spektakel gemacht. — Er hatte sich auf dem Boden ein Zelt aus ein paar alten, roten Gardinen fabriziert, eine kleine Hütte mit einem Lager aus wollenen Schlafdecken. Dort saß er stundenlang und las ... Er las leidenschaftlich gern. Aber mitunter entfiel das Buch seiner Hand, und er konnte lange mit der Nase in der Luft auf seinem Lager unbeweglich daliegen, ganz wach, aber mit geschlossenen Augen. Er träumte. Wunderliche, vage Träume, so daß es ihm ganz heiß ums Herz wurde. Wenn dann die Dämmerung hereinbrach und die Abendröte durch die alten Gardinen schimmerte, bekamen seine Phantasien immer wärmere Farben und Töne.

Er träumte, daß er König war mit vielen Rittern und Knappen, so ein König, wie er in den Büchern, die er las, vorkam: mächtig, reich und groß. Er kleidete sich in Gedanken in Hermelin und Purpur, in Goldbrokat und schimmernden Atlas; vor seinen Augen funkelten bunte Edelsteine und Perlen, Diamanten und Silber, daß es ihn mitunter geradezu blendete.

Aber dann kam der Feind ins Land und bedrohte ihn. In Regen, Sturm und rauhkaltem Unwetter mußte er hinaus ins Feld. Und dann kam der Kampf. Es gab ein wildes Getümmel, Lärm von Schlägen und Geschrei; die Schwerter

schlugen klirrend aneinander, Gewehre knallten; es gab auch Kanonen in seiner großen Schlacht.

Oder er träumte, daß er unermeßlich reich war. Er badete sich in duftendem Wasser wie der Prinz im Märchen, aß nichts als herrliche, seltene Früchte und verheiratete sich mit der schönsten Frau im Lande. Sie hatte ein weißes Kleid mit blauen Schleifen wie die kleine Julie aus der Tanzstunde. Er hatte sie einmal hinter der Tür geküßt, und sie hatte geweint. Aber nun war sie seine Königin, und er betete sie an und küßte sie auf ihre marmorweißen Hände. Dann aber kamen böse Zeiten, und sie mußten sich trennen. Sie ging weinend die hohe Freitreppe hinab und winkte mit ihrem weißen Schleier — ein langer, silbergestickter Schleier, der im Winde flatterte — und er stand allein auf dem Balkon. So warf er sich auf den Fußboden nieder und küßte die Stelle, wo sie gestanden hatte.

Das hatte er auch damals getan, als die kleine Harriet, ein Nachbarkind, abreiste. Sie hatten noch zuletzt „Kirche" zusammen gespielt. Nina war der Geistliche, Harriet Braut und er der Bräutigam. Der Altar war im Musikzimmer arrangiert, die Puppen bildeten das Gefolge; Stella spielte einen Marsch auf dem Flügel. William und Harriet waren ganz rot im Gesicht und schritten, ohne sich anzusehen, zum Altar hinauf, wo Nina sie traute und ihnen zwei Ringe aus Goldperlen ansteckte.

William war es zumute, als ob es Ernst war, und mitten während der Trauung fing Harriet zu weinen an. Den nächsten Tag schrieb William ein Gedicht von einer Fee und blauen Veilchen; Stella lachte, als sie es las, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen. Als Harriet „Adieu" sagen kam, gab er ihr das Gedicht. Sie standen draußen auf dem kleinen, dunklen Gang bei der Bodentreppe. Er küßte sie, und sie umfaßte ihn mit ihren Armen, und beide weinten. Da rief ihn die Mutter, aber Harriet klammerte sich an seine blaue Jacke und

wollte ihn nicht gehen lassen. Und plötzlich schluchzte sie ganz laut auf und lief schnell die Bodentreppe hinunter. Die Mutter rief wieder; er aber sah traurig Harriet nach, und während er noch ihr Schluchzen hörte, beugte er sich nieder und küßte die Treppenstufe, auf der sie gestanden hatte.

Als er dann zu Stella hinunterkam, war er purpurrot im Gesicht. Stella seufzte: Der Junge kannte kein Maß — in nichts! Wie sollte das noch einmal mit ihm werden!

Mitunter ging Stella zu ihm auf den Boden hinauf, setzte sich zu ihm und erzählte Geschichten oder sang. Aber oft auch verjagte sie ihn aus seinem Tuskulum, weil sie ihn in Tränen traf.

„Warum weinst du eigentlich?" Aber der Junge antwortete nicht; er trocknete nur die Augen und hörte zu weinen auf. „Komm, wir wollen hinuntergehen und zusammen vorlesen."

Stella, Nina und William lasen häufig mit verteilten Rollen. Meist nahmen sie Oehlenschläger, und William war der Held. Er las genau wie die Mutter mit derselben Betonung, denselben Nuancen, demselben Mienenspiel. Sie saßen alle drei dicht an die Lampe gerückt; William und Nina hatten ein Buch zusammen. Während sie lasen, rückten sie im Eifer immer näher aneinander, so daß sie sich mit den Stirnen stießen. Nina wußte nie, wo es war, weil sie immer weiterblätterte, um zu sehen, wann sie wieder drankäme.

„Jetzt ist Mutter dran!" — sagte William.

Stella las mit gedämpfter, sanfter Stimme, fast wie flüsternd. Wenn sie so über das Buch gebeugt dasaß, ließ sie ihre weiße Hand gleichsam wie im Takt mechanisch über ihr schwarzes Haar gleiten, das im Lampenschein förmlich glänzte.

William schien das Lesen seiner Mutter geradezu Musik.

Die Uhr auf der Konsole tickte ganz leise; im Winkel beim Bücherschrank war es ganz dunkel. Dort mußte es sich herrlich sitzen. Er stand langsam auf und schlich sich nach der dunkeln

Ecke. Da saß er wie versteckt und lauschte andächtig. Er ließ kein Auge von der Mutter, die der helle Lampenschein wie eine Glorie umgab.

Als sie geendet hatte, wandte sie sich um und sah zu ihm hin. Er hockte ganz zusammengekauert, den Kopf auf den Knien, auf seinem Stuhl und wackelte langsam hin und her.

„Schläfst du?" fragte die Mutter.

„O, nein," antwortete er, ohne sich zu rühren. Nina gab es einen Ruck, daß ihre Stricknadeln rasselnd gegeneinander fuhren; sie nickte mitunter ein bißchen ein.

Im vierten oder fünften Akt weinten sie gewöhnlich alle drei. Die Tränen der Mutter fielen langsam über die Wangen auf das Buch nieder. Nina schnaufte in einem fort und kraute sich mit den Stricknadeln im Haar. Zuletzt, als die Rührung überhandnahm, trocknete sie sich die Tränen mit ihrem Strickstrumpf ab.

„Aber Nina, der Strumpf," rief Stella aus, „der wird ja so schwarz wie Erde bis zum Examen!"

An andern Abenden erzählte sie den Kindern. Sie sprach von dem Högschen Geschlecht, von seiner Größe, seinem Alter. In einer der schönsten Kirchen des Landes lagen die Ahnen durch viele Jahrhunderte begraben, ihr Wappen war auf die Wand gemalt, die ganze alte Kirche war ihr Mausoleum.

Von dieser Zeit an dachte William viel an diese Kirche, wenn er allein oben auf seinem geliebten Boden saß. Dort lag also sein ganzes Geschlecht, all die alten, berühmten Männer! Dort lagen sie. Wie still und feierlich es doch in dieser Kirche sein mußte! Da wagte man gewiß nur zu flüstern ...

Da lag der große Bischof, der Dänemark stark und mächtig gemacht hatte. Und da lag auch der Königsmörder ... Ein Königsmörder in seiner Familie! Ihm wurde ganz angst, wenn er daran dachte, der Schweiß trat ihm auf die Stirn, und es durchschauerte ihn.

Ein Königsmörder! Und er sah das Blut fließen und den König bleich und starr seinen Geist aushauchen. Er hatte darüber in Romanen gelesen. Es gab einen Königsmörder in seinem Geschlecht, und er lag dort in der Kirche zusammen mit den andern ... Fürchterlich, entsetzlich! — —

Seines Stammvaters Gebeine waren in die Wand hinter dem Altar eingemauert. „Glaubst du, daß sie schon zerfallen sind?" fragte er den Vater. Dieser glaubte es: „Es sind sechshundert Jahre her," sagte er. „Sechshundert Jahr."

... Manchmal, wenn er so allein dasaß, begann er darüber nachzudenken, was er werden wollte. Etwas Großes mußte es natürlich sein — das war er seinem Geschlechte schuldig! Alle seine Gedanken kreisten um diese Größe, die in der alten Klosterkirche moderte. Als sie in der Schule in der Geschichtsstunde von dem Königsmörder lasen, nannte einer der Jungen diesen geradeheraus einen Schurken. Das brachte William so auf, daß er auf den Knaben zustürzte und ihm mit der geballten Faust einen Schlag ins Gesicht versetzte.

„Er ist von meinem Geschlecht," sagte er stolz, und als ihn die andern auslachten, wurde er ganz bleich, sagte aber nichts mehr.

Drittes Kapitel

Im Frühjahr kam eine große herumziehende Ballettgesellschaft zur Stadt, um Vorstellungen zu geben. Høg hatte es stets seiner Frau untersagt, die Kinder ins Theater mitzunehmen: es würde nur ihren Geschmack verderben, meinte er. Da William nur zur Sommerzeit in Kopenhagen gewesen war, wo die Schauspieler Ferien hatten, war er noch nie in einem Theater gewesen.

Wenn die Kameraden in der Schule vom Theater sprachen,

wohin die meisten häufig gingen, schwieg er immer still, wie beschämt. Die andern merkten das und sprachen nun gerade erst recht davon, um ihn zu necken. Da konnte er oft ganz bleich werden. Wie in sich versunken, saß er dann da und biß sich die Lippen blutig.

Mitunter wenn gerade Vorstellung war, ging er am Abend nach dem „Graben“ hinunter, wo das Theater stand, stellte sich beim Eingang auf und sah einem jeden, der hineinging, sehnsüchtig nach. Er wußte nicht, was er darum gegeben hätte, mit den andern hineingehn zu dürfen. Das Weinen saß ihm im Halse, und er konnte sich nicht entschließen, nach Hause zu gehn. Einmal war es ihm gelungen, bis zur Garderobe vorzudringen. Wenn die Tür aufging, konnte er den roten Vorhang sehn und die gemalten Säulen längs der einen Wand.

Und alle, die hineingingen, sahen so heiter aus! Sie lachten und flüsterten zusammen, während sie sich ihre Handschuhe zuknöpften. Am Schalter kauften sie sich Programme. Er hätte keins zu kaufen brauchen — er kannte alle Namen auswendig, ja im Schlafe!

„Nun ist er wieder unten beim Theater gewesen,“ sagte Stella zu Hög, „laß ihn lieber gleich hingehn, Bester, wir bekommen doch nicht eher Ruhe vor ihm.“

Hög gab nach: „Ballett war ja etwas anderes . . .“ Die kleinen Stückchen, die man dazwischen spielte, hatten nicht viel zu bedeuten; außerdem war diese Gesellschaft bei weitem besser als gewöhnlich. Sie sollten schon gleich den ersten Abend hin. William war ganz aus dem Häuschen; er hatte Fieber, aß nichts zu Mittag und fing zu „laufen“ an. Dies war eine merkwürdige Gewohnheit von ihm. Sowie irgend etwas Besonderes los war, ihn irgend etwas erregte, lief er, die Hände in den Taschen, wie ein Besessener herum. Am liebsten Treppen, nach den großen Böden des hinteren Hofgebäudes, hier von Boden zu Boden, treppauf, treppab, trällernd, pfeifend, wie

von Sinnen. Heute war es ganz besonders schrecklich mit ihm. Er hatte sich rein das Leben aus dem Körper gerannt; die Zunge hing ihm förmlich aus dem Halse, als er hinunterkam.

Nun sollte er es sehn!

Er riß die Knöpfe von beiden Handschuhen ab vor lauter Ungeduld und Erregung, und Stella mußte ihm einen neuen Kragen geben, so hatte er den ersten beim Umnehmen zerdrückt. Er stand und trippelte mit den Füßen; es war ihm nicht möglich, auch nur einen Augenblick stillzustehen. Hög sagte, wenn das so weiterginge, käme er überhaupt nicht mit.

William kam es vor, als ob die letzte halbe Stunde überhaupt kein Ende nahm.

Endlich brachen sie auf. Hög ging mit Nina Arm in Arm. Stella und er konnten nie recht Schritt halten. William lief bald voran, bald nach, wie ein Hund. Seine Hände waren ganz feucht und fieberig.

Sie gaben ihre Sachen an der Garderobe ab, kauften ein Programm — William mußte dabei daran denken, wie oft er hier gestanden und den Leuten zugesehn, wie sie ihre vier Schillinge aus dem Portemonnaie heraussuchten. Stella nahm ihn bei der Hand. Sie sah ihn an und lächelte. Seine Augen waren glänzend, groß und voller Tränen; er war ganz bleich und bebte. „Gott steh ihm bei!" sagte sie leise vor sich hin. Die Worte klangen gleichsam wie ein Seufzer. „Was ist dir?" fragte er. Die Mutter antwortete nicht.

Der Saal war nicht groß. Die Luft schlug ihm wie eine warme, staubgeschwängerte Wolke entgegen. Er sah nicht ganz klar und mußte mit den Augen blinzeln. Richtig, da war der rote Vorhang und die Säulen, der Souffleurkasten und der Kronleuchter. Er verschlang alles gleichsam mit einem Blicke.

„Wirds hier nicht heller?" fragte er leise. Er hätte nicht

laut sprechen mögen, und wenn man ihm wer weiß was dafür gegeben hätte.

Stella lachte. „Was sagt er?" fragte Hög, während sie auf ihre Plätze zugingen.

„Er findet, daß es hier zu dunkel ist," antwortete Stella.

„Ja, hier müßte es doch heller sein," meinte William ernst.

Sie setzten sich, William neben Stella. Der Junge sprach kein Wort mehr; er saß ganz still und starrte auf den Vorhang, der sich mitunter, durch einen Luftzug von der offenen Tür her, bewegte. Er wußte selbst nicht recht, ob es so war, wie er es sich vorgestellt hatte. Alle seine Vorstellungen und Bilder glitten wie im Nebel fort; seine Ehrfurcht war so groß, daß er alles als richtig nahm, wie es war.

Es kamen immer mehr Leute; Stella nickte nach rechts und links und erzählte aller Welt, daß ihr Mann endlich erlaubt hatte, die Kinder mitzunehmen.

William hörte es um sich herumsummen gleichsam wie das einförmig steigende und fallende Schwirren eines Bienenstocks in Aufruhr. Der Schuldirektor schlug ihn von hinten auf die Schulter und flüsterte ihm etwas zu. Der Junge trocknete sich den Schweiß von der Wange, ohne zu antworten, ohne überhaupt zu hören, was gesprochen wurde. Er saß mit dem Kinn auf die Brust gesenkt und wackelte ganz langsam auf seinem Sitz hin und her.

Das Orchester hörte er nur undeutlich; seine Augen hingen an den Goldfransen des Vorhangs. Endlich ging er auf. Der Junge fuhr zusammen, sah dann im Rampenlicht zwei Damen; es war ihm, als ob sie aus einem Nebel kamen.

Stella hatte wenig Auge für das, was auf der Bühne vorging; sie saß hinter ihrem Fächer versteckt und sah von der Seite auf ihren Sohn. Er saß ganz stille da. Sie beugte sich

zu ihm nieder und flüsterte ihm etwas zu, aber er schüttelte nur den Kopf und starrte weiter krampfhaft auf die Bühne. Die ganze Komödie spiegelte sich in seinen Zügen.

Stella konnte den ganzen Abend nicht die Augen von ihm lassen.

Sie war mit ihrer Mutter zum erstenmal als fünfzehnjähriges Mädchen im Theater gewesen. Wie gut sie sich noch daran erinnerte! Man gab „Romeo und Julia". Sie hatte es zwar nicht verstanden, die glühenden Worte waren an ihrem Ohr nur wie eine Art Musik vorbeigeglitten — aber wie schön war es doch gewesen! Sie hatte damals tief in ihrem Innersten etwas gefühlt wie eine Erwartung, eine Sehnsucht, ein Seufzen nach dem Leben, was kommen sollte.

Der Fächer bewegte sich immer lebhafter in ihrer Hand. Sie wandte sich um und sah Hög an. Er saß müde, den Kopf auf die Hand gestützt, da; ein starker Duft von Eßbukett schlug ihr aus seinen Sachen entgegen.

Einen Augenblick beschattete sie ihr Gesicht mit dem Fächer, während ihr Auge auf der zusammengesunkenen Gestalt ruhte. Darauf schlug sie den Blick nieder und eine Träne rollte langsam die Wange hinab...

Ihr ganzes Leben bis heute hatte sie in diesem einen Augenblick gesehn. Und plötzlich stand es wie ein fürchterliches Rätsel vor ihr, wie sie an diesen Mann gekettet worden war, der hier in der Hitze des Theaters frierend dasaß. Es war ihr, als ob sie in eine weite Einöde blickte, über der ein schwerer Nebel hing. Und eine unsagbare, trostlose Bitterkeit schnürte ihr die Kehle zusammen.

Eine Bekannte beugte sich vor und sprach zu ihr. Sie lächelte mechanisch, ohne zu hören, und dieses Lächeln blieb gleichsam wie versteinert auf ihrem Antlitz liegen.

Sie sah wieder William an: er hatte sich halb erhoben, und den Kopf weit nach vorn zwischen die vor ihnen Sitzenden

gedrängt, lebte er ganz auf der Bühne. Sie beugte sich nieder und küßte ihn leidenschaftlich auf die Stirn.

In diesem Kusse gab sie ihm alle Hoffnungen ihres Lebens zum Erbe.

Der Vorhang fiel. William setzte sich. „Es war nicht besonders," sagte er und fing zu kritisieren an. So machte man nicht — oder so, und das hieß nicht lieben, der Liebhaber hatte ja ganz ruhig dagestanden! Er hätte beinahe an der rührendsten Stelle gelacht, so ein Klotz! Und der Liebhaberin fehlte am rechten Schuh die Schnalle! Und wirkliche Gräfinnen hielten nicht so den Kopf, wenn sie Tee tranken! Und so ging es weiter.

Es war etwas in diesem allem, was Stella nicht verstand, nicht begreifen konnte. „Amüsierst du dich denn nicht?" fragte sie ganz erstaunt.

„Ach, himmlisch!" Er sah auf; seine Augen strahlten.

Nun spielte das Orchester einen spanischen Tanz, die Introduktion zum Bolero des Programms.

Der Tanz fing schwermütig an, wie schleppend in langsamem Tempo. Dann wurde er lebhafter, und plötzlich hörte man die wilden Laute des Bolero in sausender Fahrt.

Der Vorhang ging auf. Aller Augen wandten sich der Bühne zu, die einen Wald vorstellte. Da hörte man die Kastagnetten erklingen, und mit erhobenen Armen schwangen sich die Damen über die Bühne.

William fuhr von seinem Sitze auf ... wurde puterrot, das war es also, das war es ... Und die Tanzenden jagten aneinander in verschlungenen Kreisen; die Weiber glitten in die Arme der Männer, machten sich wieder frei; und während die Musik mit immer wachsender Schnelligkeit raste, wurden die Bewegungen der Tanzenden immer wilder, und lockend klangen dazu die Kastagnetten ...

William klammerte sich an die Bank fest; das Herz klopfte ihm zum Zerspringen.

Er hatte rote Flecken auf den Wangen, die Augen glänzten, und er atmete stoßweise. Stella bemerkte es, und von einer plötzlichen Angst ergriffen, preßte sie ihn an sich.

Der Junge lächelte schwach. Die Töne des Bolero jagten noch durch seinen Kopf; es war ihm so eigentümlich beklommen zumute.

Jetzt sollte Cancan getanzt werden. Erst hatte Hög gesagt, daß sie vorher gehen sollten, nun wollte er bleiben. Seine Augen hatten einen gläsernen, starren Ausdruck bekommen. „Wenn man nun einmal erst hergegangen war, konnte man auch ebensogut jetzt noch dableiben", meinte er. Aber Stella machte ihm Zeichen, aufzubrechen; sie hatte die ganze Zeit über William ängstlich beobachtet und war nach dem Tanz von einer unerklärlichen Angst ergriffen worden. Sie konnte sich selbst keine Rechenschaft darüber geben, weshalb, — aber sie wußte nur eins: sie wollte mit dem Jungen heim.

Dann war ja auch Nina mit ... Ach nein, für Nina brauchte man nicht zu fürchten. Sie saß ganz ruhig da und sah mit ihren klaren, vernünftigen Augen auf den Vorhang. Stella seufzte erleichtert auf. Aber fort wollte sie doch, Hög hatte ja selbst gemeint, daß ... und schon der Bolero war mehr als genug für die Kinder ...

Hög stand auf, aber während man noch rechts und links Abschiedsgrüße tauschte, hatte die Musik wieder begonnen, und der Vorhang war aufgegangen. Stella, die als Letzte ging, schob den Jungen nach dem Ausgang zu, aber ein Murmeln ließ ihn den Kopf wenden. Er sah noch vier fast nackte Weiber auf der Bühne, darauf schloß sich die Tür hinter ihm. Stella sprach mit der Garderobenfrau; Hög bestellte Billette für den nächsten Tag. William hörte die Musik von drinnen gedämpft heraustönen, darauf ein dumpfes Brausen von Bravorufen, Klatschen und Gemurmel. Als er sah, daß man nicht auf ihn achtete, ging er schnell zurück, lief den Gang hinunter und öffnete die Tür zum Parkett.

Er blieb wie angenagelt stehn. Die vier Damen standen noch immer da. Mit einem einzigen scheuen Blicke durchsuchte er gleichsam jeden Winkel dieser schamlosen Entblößung. Das Blut schoß ihm ins Gesicht.

„William", rief Hög hinter ihm.

... Als William ins Bett kam, konnte er trotz seiner Mattigkeit nicht einschlafen. Er fühlte sich ganz wach und war nicht imstande, stillzuliegen, strampelte mit den Beinen und sprach ganz laut mit sich selbst.

Auch Stella konnte nicht einschlafen. So machte sie Licht und stand auf. In ihre Bettdecke gewickelt, schlich sie sich langsam zu Williams Zimmer und öffnete die Tür.

Sie hob das Licht in die Höhe. Der Junge schlief. Er lag ganz zusammengekrümmt da, rot im Gesicht; die Hände krampfartig an die Brust gepreßt. Stella sah ihn lange zärtlich an; sie studierte jeden Zug seines Gesichts, jede Falte.

Der Junge drehte gerade den Kopf auf die andre Seite und seufzte. Stella machte ihm Kissen und Decke ordentlich und wandte sich zum Gehen. Als sie auffsah, traf ihr Blick ein Christusbild, das über dem Bettchen hing, das Geschenk einer alten Kinderfrau.

Sie blieb stehn und sah es lange an. Es war, als ob ihr Blick das Bild durchdringen wollte.

Sechs Wochen später wurde Nina konfirmiert.

Viertes Kapitel

Hög war dieses Frühjahr außerordentlich exaltiert. Er arrangierte einen Ball für Ninas Freundinnen, wo er selbst die ganze Nacht hindurch tanzte; dann unternahm er mit Pastors, die er dazu herumbekam, einen Ausflug nach dem Himmelsberge, wo man bei einem großen Feuer kampierte. In seiner

Wohnung ließ er sich eine vollständige Tischlerwerkstatt mit einer kostspieligen Hobelbank einrichten, nahm Stunden bei einem Tischler des Ortes und ließ sich eine Unmasse Zeichnungen aus der Hauptstadt senden.

Zum Mittagbrot verlangte er fünf Gerichte und trank „Chateau la Rose" von den ältesten Jahrgängen. Übrigens war er selten zu Hause, er ritt aus, machte Visiten oder verbrachte die Zeit auf dem Rathause mit Nachforschungen im städtischen Archiv der Stadt. Man mußte oft stundenlang mit den Mahlzeiten auf ihn warten. Wenn er dann endlich ankam, war er ganz rot im Gesicht, und die Augen glänzten fieberhaft. Mit den Kindern sprach er viel; zu seiner Frau war er kühl und oft sogar barsch.

Stella litt im stillen. Sie wurde ganz gelb, magerte ab und hustete.

Doktor Berg war ihr in dieser schweren Zeit ein großer Trost. Sie hatte lange gezögert, sich vor ihm auszusprechen. „Es ist nur Exaltiertheit, liebste Stella," hatte ihr Schwiegervater zu ihr gesagt, „hüte dich davor, es zu mehr aufzubauschen und dich irgendeinem Menschen anzuvertrauen!" Sie hatte ihn verstanden; außerdem wußte sie ja — — — Aber eines Tags in diesem Frühling war es zu fürchterlich geworden. Sie hatte die ganze Nacht mit Hög gekämpft, der sie mit einem Alpenstock mit eiserner Spitze, den er stets vor seinem Bette stehen hatte, verfolgte. Sie hatte sich auf den Balkon flüchten müssen und da den Rest der Nacht verbracht.

Am Morgen fiel sie in einen dumpfen Schlaf und blieb den ganzen Tag zu Bett liegen. Sie lag in einer Art schlaffer Mattigkeit da, die mit einer sinnlosen Angst abwechselte. Aber am Abend weckte sie ein plötzliches fieberhaftes Grauen aus ihrer Schlaffheit — eine zweite solche Nacht wollte sie nicht mehr erleben . . .

Sie raffte sich auf, kleidete sich in Hast an, und nur von dem

einen Gedanken geleitet, eine Nacht wie die letzte nicht mehr erleben zu können, lief sie mehr, wie sie ging, zu Bergs.

Es war Gewitterwetter, die heftigen Windstöße in der Allee schlugen ihr den Regen in dicken Tropfen ins Gesicht. Ihr Haar klebte an der Stirn, das Kleid schlug ihr um die Füße. Sie merkte es nicht; vom Fieber geschüttelt, schritt sie schneller und schneller dahin.

Als sie vor der Bergschen Villa angekommen war, hielt sie jäh an. Aber sie mußte, mußte — wenn sie nicht unter den Qualen dieses Schweigens zusammenbrechen sollte.

Wie sie sich die Treppe hinaufschleppte, war es ihr, als ob sie gleichsam die Ruinen dieses elenden Geschlechts auf ihren schwachen Schultern trüge.

Sie klingelte.

Das ihr öffnende Mädchen war ganz verwundert, die Frau Bürgermeister bei diesem Wetter vor sich zu sehen.

Stella hielt den Schleier fest vors Gesicht.

„Ist der Herr Doktor in seinem Zimmer?"

„Ja, gnädige Frau . . ."

Sie schritt hastig an dem Mädchen vorbei nach der Tür des Sprechzimmers zu. Und es ging wie ein kurzes Nachgrollen des furchtbaren Kampfes durch ihre Seele, als sie vor dieser Tür stand. Dann öffnete sie sie rasch.

Doktor Berg saß am Schreibtisch und las. Der grüne Schirm über der Lampe dämpfte das Licht. Es war ein angenehmer, starker Duft von feinem Tabak und Medikamenten im Zimmer, und auf den hohen Bücherregalen und den grünen Paneelen lagerte gleichsam Ruhe und Frieden.

Der Arzt stand auf und kam ihr einige Schritte entgegen.

„Endlich," murmelte er. Stella sah ihn an und traf seinen warmen, milden Blick. „Seien Sie ruhig, gnädige Frau," sagte er gedämpft, „es ist vielleicht nicht so schlimm, wie Sie glauben." Sie blieb betroffen stehen und fuhr sich mit der Hand über die

Augen, wie um sich zu besinnen, zu sich zu kommen: Was, wußte er es denn? Ja, wahrscheinlich, er mußte es ja wissen, sonst hätte er dies nicht gesagt! Er wußte also alles, und sie brauchte ihm nichts zu sagen ... Sie fühlte, wie er beruhigend mit sanftem Druck seine Hand auf ihren Arm legte ...

Ihre Brust bewegte sich heftig in leisem Stöhnen. Es war, als schnappte sie nach Luft, weil Tränen ihre Stimme erstickten; jenes stumme Weinen, das ihr all diese lange Zeit über die Kehle zugeschnürt, sie zu Boden gedrückt hatte. „Sie wissen es also? O, Doktor, Doktor, ich bin so namenlos unglücklich ..." Und während sie dies sagte, machte sie eine eigentümliche Bewegung mit dem Arme, er fuhr zwei-, dreimal hin und her durch die Luft, gerade als ob sie gegen ihr eigenes Elend ankämpfen wollte.

Der Arzt führte sie zum Sofa. Sie riß ihren Mantel auf, begrub ihren Kopf in dem Polster und schluchzte wild, in grenzenloser Verzweiflung.

Dr. Berg wartete ruhig. Man hörte im Zimmer sonst nur das gleichmäßige Ticktack der Wanduhr und dazwischen einige abgerissene Töne eines Walzers, den Frau Berg in der Wohnstube spielte. Stella hörte diesen Tanz mitten in ihrem Weinen.

Endlich wurde sie ruhig. Sie richtete den Kopf vom Polster auf, und während sie unverwandt auf die Quasten des Sofas niedersah, erzählte sie stoßweise und dazwischen leise aufstöhnend die traurige Geschichte ihrer Ehe ...

Von diesem Tage an war Dr. Berg ihr Vertrauter. Er meinte zuerst, daß diese unruhige Periode vorübergehen würde; daß es wahrscheinlich nur die gewöhnliche, öfter wiederkehrende Aufgeregtheit war, die wegen der drückenden Hitze des Jahres diesmal verstärkter auftrat, aber wieder vorübergehen würde.

Aber als die Krise immer weiter vorschritt, wurde er ernstlich besorgt, und eines Tages machte er Stella gerade heraus den Vorschlag, Hög in eine Irrenanstalt zu schicken.

Sie sah ihn erst lange steif und starr an, als ob sie ihn nicht

verstünde. Dann machte sie eine angstvolle Bewegung mit dem Arm und sagte: „Unmöglich," aber in einem so entschiedenen Tone, daß der Arzt nicht mehr darauf zurückkam.

Mit den Kindern sprach sie nie über die Veränderung, die mit Hög vorgegangen war. Aber beide, Nina und William, schreckten instinktiv von Anfang an vor des Vaters Munterkeit zurück.

Sie waren gewöhnt, ihn immer schweigsam, den Kopf in kalte Tücher gewickelt, nervös und griesgrämig zu sehen. Nun redete er unaufhörlich, lachte viel, scherzte mit den Dienstboten und erzählte oft so eigentümliche Geschichten, daß William verlegen auf seinen Teller niedersah und Nina purpurrot wurde. Außerdem sahen sie, daß die Mutter litt, und von Anfang an, gleichsam instinktmäßig fühlten und teilten sie deren Angst, wenn sie auch deren Grund nicht kannten. Und zuletzt, als Hög immer aufgeregter wurde, nagte eine entsetzliche Furcht an ihnen, die sie ebenso wie die Mutter leiden machte. Sophie war die einzige, die ganz ahnungslos bei Tisch plauderte und sich freute, wenn der Vater erzählte, scherzte und lachte. Die andern antworteten nur mit einem scheuen, gezwungenen „Ja" oder „Nein". Aber ihre beständige Schweigsamkeit irritierte Hög; er wollte sie zum Reden zwingen. Und so wiederholten sich täglich Szenen, wo er barsch und grob zu Stella war und den Kindern gegenüber gewalttätig. Nina weinte leise vor sich hin; die Mutter saß stumm und bleich da, voll Schmerz, die Kinder so leiden zu sehen.

Denn sie sah es klar, daß sie litten; aber sie glaubte, daß es doch besser für sie wahr, sie nicht zu Mitwissern des schrecklichen Geheimnisses zu machen. Und zu fragen, wagten sie nicht. Ja, wie aus stillschweigender Übereinkunft sprachen sie nie über den Vater, erwähnten seiner niemals Stella gegenüber. Auch untereinander nicht; sie trugen schweigend diese unbestimmte Furcht, der sie nicht Herr werden, und über die sie sich auch keine Rechenschaft geben konnten; in stummer Angst erwarteten sie

irgendein Unglück, das der eine vor dem andern verbergen wollte.

Mitunter bei Tisch sah William scheu erst die Mutter, dann Nina an. Aber auf beiden Gesichtern begegnete er jenem schwachen, ausweichenden Lächeln, das so schlecht ihre Angst verbarg. Sophie plauderte mit dem Vater.

Wenn Nina und William allein zusammenwaren — Stella schloß sich öfter in ihr Zimmer ein — saßen sie entweder, jeder mit seinem Buche, das er nicht las, oder sie sprachen von allem möglichen, wußten aber selbst nicht recht, wovon sie sprachen; es war gleichsam eine Galoppade von nichtssagenden Worten, die bloß den einen Zweck hatten, ein gegenseitiges Geständnis abzuschneiden. Aber mitunter mitten in einem solchen Gespräche, oder wenn sie sich auf der Treppe trafen, fragte der eine plötzlich angstvoll den andern: „Wo ist Vater?" oder: „Hast du Vater gesehen?" — „Weißt du, wo Vater ist?" Es waren hastig herausgestoßene Fragen, gleichsam wie unfreiwillige Seufzer, mit denen sie ihr in stiller Angst bebendes Herz erleichtern wollten.

Oder auch: „Mutter hat eben nach Vater gefragt ..." Sie schoben es dann auf die Mutter, die indessen fast niemals fragte.

Manchmal, wenn Stella William beim Gute Nacht-Sagen küßte, klammerte sich der Junge leidenschaftlich an sie und blieb lange an ihrer Brust. „Warum weinst du?" fragte die Mutter. Er sah angstvoll fragend zu ihr auf. Sie erriet, was die Frage bedeutete, streichelte ihn zärtlich und sagte tröstend: „Das geht schon vorüber ... mit Gottes Hilfe!"

Sophie war die einzige, die von dem allen keine Ahnung hatte. Stella nahm sie oft auf den Schoß und streichelte ihr Haar mit ihren schönen Händen. „Sie ist glücklich," murmelte sie.

Hög kam nie zur bestimmten Zeit heim. Sie konnte dasitzen und warten und warten. Stella und die Kinder gingen dann ganz ruhelos vor Angst umher und lauschten auf jeden Schritt.

Eines Tages blieb er noch länger als gewöhnlich aus. Das Essen war schon seit zwei Stunden fertig; der Diener hatte wohl schon an viermal gefragt, ob er nicht servieren solle. Und jedesmal antwortete Stella mit derselben erkünstelten Gleichgültigkeit, während sie zu Boden sah: „Der Herr ist noch nicht da, Johann."

William stand am Fenster hinter der Gardine und spähte aus. Die Mutter saß am Nähtisch und stopfte einen Strumpf. Aber jeden Augenblick fiel dieser in ihren Schoß, und sie stützte den Kopf in die Hand. Darauf bezwang sie sich gewaltsam und ging ein paarmal im Zimmer auf und nieder. Dann setzte sie sich wieder und versuchte die Arbeit aufzunehmen.

Nina blätterte in einem Buche.

„Siehst du ihn?" fragte Stella. William beugte sich vor. „Nein." Und es war, als ob durch dieses Nein die Luft im Zimmer noch drückender wurde.

Eine Weile herrschte Schweigen. Die Fliegen summten unter der Decke.

„Du solltest einen Fliegenfänger aufstellen, Nina," sagte Stella.

„Ach, es nützt ja nichts, Mama ..." Nina stand auf, aber ohne den verlangten Gegenstand zu holen. Die Fliegen summten weiter. Auf der Straße pfiff jemand.

„Ist er da?" fragte Stella, ohne aufzusehen, hastig weiterstichelnd.

„Nein."

Und nach einer langen Pause wieder: „Siehst du ihn nicht?"

William beugte sich noch weiter hinaus: „Noch nicht," sagte er.

„Auch nicht an der Adelstraße?" Sie stand auf, um selbst ans Fenster zu gehen. „Es ist das beste, wir essen jetzt, Kinder!" Aber niemand ging. Sie setzte sich wieder und arbeitete krampfhaft weiter; auf ihren eingefallenen Wangen zeigten sich runde, rote Flecke.

„Der Vater ist gewiß auf dem Rathaus," sagte Nina leise.

Stella nickte. Die Haustür ging. „Nun endlich", rief sie erleichtert aus.

„Es ist Johann," sagte William zögernd, „es war nicht Vater." Er ging vom Fenster fort, er wollte nicht mehr da stehen und auch gar nichts mehr sehen.

Am Klavier vorübergehend, schlug er ein paar Akkorde an.

„Nina, du hast heute noch nicht geübt," sagte Stella.

Nina setzte sich gehorsam an den Flügel und spielte Tonleitern. Während sie übte, ging William im Zimmer auf und nieder. Plötzlich blieb er hinter Stellas Stuhl stehen und sagte leise:

„Sollen wir nicht den Doktor fragen?" Er schnappte förmlich nach den Worten, wie wenn ihm die Angst die Kehle zuschnürte, und wurde glühend rot, während er dies sagte.

„Ich habe gefragt," sagte die Mutter, kein Wort mehr. Er senkte den Kopf und fing wieder an, auf und ab zu gehen.

Bald darauf kam Hög endlich.

Einige Tage später reiste er plötzlich nach Kopenhagen. Dr. Berg ließ ihn ruhig reisen, hatte aber sofort an den alten Hausarzt des verstorbenen Ministers geschrieben, der die unglückselige Entwicklung der Krankheit von Kindheit an beobachtet hatte.

Es war wie eine Befreiung für das ganze Haus, gleichsam als ob man alle Fenster eingeschlagen hätte und nun frische Luft in die schwülen, drückenden Räume hineinströmte. Selbst Stella wurde jetzt eine andre, wo sie ihn nicht vor sich sah; sie hoffte, daß die Ärzte der Hauptstadt etwas ausrichten würden.

Den Tag nach Högs Abreise fuhr sie mit den Kindern in den Wald. Es war ein schöner Tag, und der Wald und die frische Luft, die Freiheit stimmte sie nach und nach heiterer. Man spazierte herum, spielte „Verstecken" und „Bäumchen wechseln" und verzehrte das mitgenommene Mittagbrot auf einer Anhöhe

im Freien. Nina sang; Sophie rutschte den Abhang hinunter wie ein Bündel, und alle lachten. Im Anfang klang ihnen ihr Lachen so eigentümlich fremd, sie wunderten sich selbst, daß sie überhaupt noch lachen konnten.

Aber nach und nach berauschten sie sich gleichsam daran und an der Munterkeit, die ihr Geplauder weckte; es war so lange, lange her, seitdem sie einen solchen Tag gehabt hatten! Und des abends kamen sie in einer gewissen nervösen Aufgeräumtheit zu Hause an.

Johann meldete, als er den Schlag öffnete, daß ein Telegramm angekommen war. Es war ihnen, als ob man sie mit kaltem Wasser begossen hätte.

„Woher?" stieß Stella hervor, es klang wie ein unterdrückter Aufschrei.

Johann brachte es ihr. Sie klammerte sich einen Augenblick krampfhaft an den Wagen, dann faltete sie es auseinander und las.

„Gut," sagte sie. Es kam so tonlos heraus, so dumpf, wie aus einem leeren Raume; dann stürzte sie die Treppe hinauf.

Nina ging der Mutter nach und blieb dann in der Ecke bei der Tür ihres Kabinetts stehen, William folgte ihr nach. Eine Weile standen sie stumm nebeneinander und lauschten ihren Atemzügen, dann plötzlich drückte sich William nah an die Schwester.

„Vater ist geisteskrank geworden," sagte er tonlos.

„Ja," antwortete sie, „geisteskrank". Es klang, als ob sie all das Elend, was das Wort enthielt, in diesen kurzen Laut legte.

Sie zitterten beide. Dann in einer plötzlichen Aufwallung schlang Nina ihre Arme fest um den Hals des Bruders, drückte ihn fest an sich und brach in Schluchzen aus.

„Wir haben es ja schon lange gewußt."

Tags darauf reiste Stella nach Kopenhagen.

Vier Wochen später kam sie mit ihrem Manne zurück. Er war nun wieder ruhig geworden, sprach äußerst wenig und schlief den größten Teil des Tages. Stella hustete viel und war sehr abgemagert. Übrigens blieben sie nur drei Tage zu Haus, dann gingen sie nach der Schweiz. Die Kinder wurden auf einem Nachbargute untergebracht, und aus der ihnen versprochenen Reise nach Sorö wurde nichts.

Ja — William dachte doch mitunter an die alte Kirche mit den berühmten Gräbern. Und dann bemächtigte sich seiner eine tiefe Bitterkeit, die er selbst nicht verstand, im Bunde mit jenem wunderbaren Gefühl von Scham, welches die Familien haben, in denen Geisteskrankheit wütet. Es war ihm, als müßte er nun die Augen niederschlagen, da etwas so Fürchterliches sich ereignet hatte.

Alle drei Kinder blieben bis Mitte Oktober auf dem Lande. „William war ja so tüchtig in der Schule, ihm würde die Versäumnis gewiß nichts schaden," meinte Doktor Berg, und sie waren, solange die Eltern wegblieben, auf Vornaes am besten aufgehoben.

Stella schrieb ihnen jede Woche lange Briefe, worin sie von den schönen Gegenden erzählte, die sie gesehen hatte, von der Table d'hote der großen Hotels und den Theatern, die sie besucht. Ihre Briefe klangen sehr tröstlich: „Dem Vater geht's wieder gut, er ist etwas melancholisch, wie Ihr ihn zu sehen gewohnt seid, aber weiter nichts. Ich fühle mich auch wohl, huste nur ein bißchen ..."

Und in einem anderen Briefe: „Vater ist nun ganz wohl, ganz wie früher. Dankt Gott, geliebte Kinder, daß es so vorübergegangen ist. Ich huste ein bißchen des Nachts und bin ziemlich alt geworden. Ich kann mir nun nicht mehr die grauen Haare herausreißen, wie William so gern wollte, es sind ihrer zu viele geworden ..."

Der letzte Brief war schon in Randers geschrieben. Sie waren

drei Tage eher gekommen, um schon zu Hause zu sein, wenn die Kinder ankamen. „So werden wir uns nun bald wiedersehen, geliebte Kinder, nach so viel Sorgen — die alt machen. Ihr werdet eine alte Mutter finden, die Ihr kaum wiedererkennen werdet, aber die doch dieselbe geblieben ist, und Euch treu und innig liebt . . .“

„Mutter schreibt immer so eigentümlich, als wollte sie uns vorbereiten,“ sagte William.

„Und wie ihre Handschrift undeutlich geworden ist,“ sagte Nina.

Den nächsten Nachmittag kamen sie zu Hause an.

Hög empfing sie im Hausflur. Er stützte sich ans Treppengeländer und drückte sie einen nach dem andern heftig an sich, ohne ein Wort zu sagen. Nina sah sich suchend um.

„Mutter ist oben,“ antwortete Hög, zu Boden sehend, „sie ist nicht gesund.“

Die Kinder liefen die Treppe hinauf, stürzten ins Wohnzimmer und von da nach Mutters Stübchen. Das Herz war ihnen so schwer geworden, als erwarteten sie ein Unglück. Sie rissen die Tür auf und sahen sie vor sich, aber wie verändert!

Stella war aufgestanden und ihnen entgegengegangen, aber mitten im Zimmer verließen sie die Kräfte, und sie stützte sich an den Tisch, um nicht umzufallen.

Unwillkürlich traten die Kinder einen Schritt zurück. „Mutter!“ riefen sie, „Mutter!“ Ja, sie hatte recht, sie hätten sie beinahe kaum wiedererkannt.

„Fürchtet ihr euch vor mir?“ sagte sie traurig. Selbst die Stimme hatte sich verändert, sie war so hohl, so geisterhaft geworden. Es schien, als ob die geflüsterten Töne auf ihren Lippen erstarben.

Sie zog die Kinder an sich und streichelte ihr Haar mit ihren durchsichtig zarten Händen, während sie mit gesenkten Köpfen vor ihrem Stuhle knieten.

„So hattet ihr mich doch nicht zu sehen erwartet.“

Keines von ihnen antwortete; Nina weinte mit fortgewendetem Gesicht leise vor sich hin.

Hög kam mit Sophie. Stella streckte dem Kinde die Arme entgegen. „Küß’ Mama!“ sagte sie. Aber Sophie fing zu schreien an. Sie wollte nicht zur Mutter gehen.

„Sie ist erschrocken,“ sagte Stella. Ihr Hände fielen schlaff herab. „Geht jetzt, liebe Kinder . . .“ Sie wandte das Gesicht zur Seite. „Geht, geht . . .!“

Als sie hinaus waren, bat sie das Mädchen, ihr einen Spiegel zu reichen. Sie saß lange mit dem Spiegel in der Hand da und betrachtete ihr Gesicht.

„Ja, es geht zu Ende,“ flüsterte sie vor sich hin und fiel in den Stuhl zurück.

Die Krankheit machte rasche Fortschritte.

William wurde oft des Nachts durch den schrecklichen Husten der Mutter geweckt, so hohle Töne, die wie schmerzliches Heulen klangen und ihm ins Herz schnitten. Er wickelte seinen Kopf in die Decke und grub sich tiefer in die Kissen; aber es nützte nichts, beständig hörte er den schneidenden Messerklang des Hustens und dazwischen das Stöhnen und Nach-Luft-Ringen der Kranken.

Mitunter hörte er auch, wie die Mutter in leisem Klageton die Wärterin rief, und wie diese dann auf ihren Filzpantoffeln durchs Zimmer zum Kachelofen schlüpfte, um einen dort warmgestellten Trank zu holen.

Es war ihm unmöglich zu schlafen; der Husten verfolgte ihn. Manchmal fiel er aus Müdigkeit in einen wirren Halbschlummer, aus dem er dann wie im Fieber glühend und schweißtriefend erwachte. Wenn Stella inzwischen ein wenig eingeschlafen war und der Husten aufgehört hatte, lauschte er voll Angst, und ein lähmender Schreck befiel ihn, die Mutter könnte inzwischen, während er schlief, gestorben sein. Er riß die Decke von sich, sprang aus dem Bett, öffnete hastig die Tür und lief in die

Wohnstube, die von dem daranstoßenden Kabinett, wo Stella lag, durch eine Portiere getrennt war. Die Wärterin schlief im Lehnstuhl hinter dem Klavier; das Kinn war auf die Brust gesunken, der Mund stand weit offen. Es lag etwas Unheimliches, Beklemmendes in diesen stillen Nächten über dem Zimmer. Der Lampenschirm dämpfte das Licht, die Schatten lagerten gespensterhaft auf allen Möbeln. Und in der schwülen Atmosphäre, wo sich Stellas Lieblingsparfüm mit der Krankenluft mischte, hörte man nur die heiser schnarchenden Atemzüge der Pflegerin, die, mit gefalteten Händen in ihren Sessel zurückgelehnt, schlief.

William ging sachte vorwärts und schob die Portiere zur Seite. Es war ganz still in dem kleinen Raum. Die Lampe auf dem Kamin vor dem Spiegel war heruntergeschraubt, die Palmen in der Ecke waren in eine heimliche Dämmerung gehüllt. Unter den Vorhängen des großen Betthimmels lag Stella ganz an der Wand; das Nachtlicht brannte schwach, ein fahler, gelber Schein fiel auf das bleiche Gesicht der Kranken, deren glänzendes, reiches Haar aufgelöst über das weiße mit Spitzen garnierte Kissen herabfiel.

Sie schlief. Den linken Arm um den Kopf gelegt, lag sie ruhig da; aber ihre Atemzüge waren röchelnd und klangen wie unterdrückte Seufzer. Die weiße, abgezehrte Hand leuchtete förmlich in dem dunklen Haar beim Schein des Nachtlichts.

William beugte sich über die Mutter, lauschte vorsichtig einen Augenblick ihrem schweren Atem, ließ dann die Portiere wieder hinter sich niederfallen und schlich sich an der Wärterin vorbei in sein Zimmer. Schlafen konnte er aber nicht.

Mitunter, wenn er so mit offnen Augen dalag, sah er den Vater durch sein Zimmer schleichen. Høg fand keine Ruh. Fürchterliche seelische Leiden peinigten ihn, und in verzweifelter Melancholie glaubte er selbst nach und nach, wie Stellas Leben schwand, dahinzusterben. Und so trieb es ihn rastlos Tag und

Nacht herum, aber er mied die Nähe seiner Frau, es war, als ob ihn eine geheimnisvolle Scheu von ihr fernhielt.

Am Tage konnte er manchmal stundenlang im Wohnzimmer, den Kopf in die Hände gestützt, ganz apathisch dasitzen. Ohne zu sprechen, ohne sich irgendeine Beschäftigung vorzunehmen, ganz in dumpfen Schmerz versunken, saß er in irgendeiner Ecke, sich langsam mit der Gleichmäßigkeit eines Perpendikels nach vorn und wieder zurück bewegend.

„Willst du nicht zur Mutter hineingeh'n?" pflegte dann Nina zu fragen.

Er antwortete meistens nicht, schüttelte nur den Kopf. Oder auch, er sagte: „Ich will sie nicht stören!" und ging still wieder hinaus, wie er gekommen war. Stella fragte nie nach ihm. Nach Tisch, wenn er zu ihr hineinging, um „Gesegnete Mahlzeit" zu sagen, reichte sie ihm die Hand mit einem freundlichen Lächeln; er ließ sich dann auf einem Stuhl am Bette nieder, behielt ihre schmale Hand in der seinen, aber schweigend, ohne ein Wort zu sagen. Es lag eine gleichsam um Verzeihung flehende Gedrücktheit über seinem ganzen Wesen. Manchmal reichte ihm Stella die Stirn zum Kuß, dann beugte er sich demütig nieder und berührte sie leise mit seinen Lippen.

„Danke," flüsterte er.

Wenn er des Nachts durch Williams Zimmer ging, hielt er die Hand vors Licht, das er trug, um den Sohn nicht zu wecken.

„Ich schlafe ja nicht," sagte William.

„Bist du krank?" fragte er ängstlich. Er war sehr zärtlich zu den Kindern geworden, eine Art eigentümlich rührender, demütiger Zärtlichkeit, als wenn er ihnen vieles abbitten wollte — William wußte selbst nicht, wie das zuging, aber er fühlte, daß er diesem Vater, der ihm beständig ein so tiefes Mitleid einflößte, über den Kopf gewachsen war . . .

„Nein . . . aber Mutter hustet so," antwortete er. Hög seufzte:

„Aber, das kann doch nicht so weiter gehen ... wir müssen dein Bett umstellen ..."

„Ich könnte doch trotzdem nicht schlafen. Ich ängstige mich so um Mutter ..."

Hög seufzte wieder — ein tiefer Seufzer, der so eigentümlich hilflos klang. „Du kannst etwas Schlafsaft bekommen," sagte er. Er selbst brauchte massenweise Opium, Morphium und Chloral, mitunter auch alle drei gemischt; die Ärzte hatten es aufgegeben, die Hilfsmittel dieser ruinierten Natur zu kontrollieren.

Er gab William einen großen Löffel voll. Aber nach Verlauf einiger Wochen half auch dies nicht mehr. Hög verdoppelte die Dosis und gab ihm zwei große Portionen bald hintereinander.

So fiel der Junge in einen dumpfen Schlaf und erwachte am nächsten Morgen mit bleischweren Gliedern.

Des Nachmittags las William der Mutter laut vor. Die Gardinen wurden dann zugezogen und die Lampe angezündet. Stella hatte während ihrer Krankheit einen Widerwillen gegen Tageslicht. „Das dumme Licht," sagte sie, „es zeigt so unbarmherzig, wie häßlich ich geworden bin."

Sie lag ruhig da, ganz weiß in dem schimmernden Lichtschein, dessen Strahlen mit leuchtendem Glanze von der goldgelben Seide der Bettvorhänge zurückgeworfen wurden. „Du liest schön, mein Junge," flüsterte sie. Aber mit einem Male wurde sie in ihrem Bette unruhig, öffnete die Augen und ließ die Hände hin und her durch das aufgelöste Haar gleiten.

„Gieb mir das Buch," bat sie.

Sie nahm es, und sich im Bette aufrichtend, las sie nun den Kindern vor.

William setzte sich auf die Chaiselongue und lauschte mit geschlossenen Augen.

Aber das dauerte meist nur kurz, dann kam ein Hustenanfall, und Stella ließ das Buch fallen. „Es ist vorbei," sagte sie traurig, „ich kann nicht mehr."

Aber manchmal, wenn sie sich, an dunkleren Tagen, wo das Himmelbett in einer Art Dämmerlicht dalag, mit von Fieber geröteten Wangen in ihrem Handspiegel betrachtete und auf einmal besser und gesünder aussehend fand — fühlte sie sich auch wohler oder bildete es sich wenigstens ein. Sie setzte sich dann auf, strich das Haar zurück und klammerte sich an das bißchen Lebenshoffnung, die ihr das Spiegelbild schenkte.

Wenn die Kinder dann heimkamen, scherzte sie mit ihnen, sprach von einer Reise nach dem Süden, von Nizza, wo sie wieder gesund werden würde. „Es geht mir schon viel besser," sagte sie. Sie versuchte auch aufzustehen, nahm Besuche an und sprach davon, einen Tee für Ninas Freundinnen zu geben.

Dr. Berg ließ sie auf die Chaiselongue bringen. Nina fragte, ob sie die Rouleaus aufziehen sollte. „Noch nicht . . . aber in acht Tagen . . . in acht Tagen wollen wir's schon hell machen . . ."

„Nicht wahr?" fragte sie Dr. Berg, „in acht Tagen werde ich schon besser aussehen, da brauchen sich die Kinder nicht mehr vor mir zu erschrecken?" Sie lag dann am Tage in einem weißen Morgenrock mit Spitzen auf der Chaiselongue, ließ sich von der Jungfer frisieren und steckte eine Brillantbrosche vor.

Hög war überglücklich; er glaubte fest an diese Besserung und sprach auch dem Arzte davon. „Aber, Doktor, es geht ihr doch besser," sagte Hög, „sie sieht gesünder aus, viel gesünder als vor vier Monaten . . ."

„Vielleicht," murmelte Dr. Berg und zuckte die Achseln.

Ein paar Tage später, als William aus der Schule kam, fand er das Haus ganz in Aufruhr.

William wollte sofort hineinstürzen, aber in der Tür stieß er auf Dr. Berg, der ihn zurückhielt.

„Stirbt sie?" flüsterte der Junge, „stirbt sie?"

„Das wollen wir nicht hoffen," antwortete der Arzt und ging wieder hinein.

„Das wollen wir nicht hoffen," sprach William mechanisch

nach. Er stützte sich an den Türpfosten und zerrte krampfhaft an der Portiere. Es war ihm, als ob ihn die plötzliche Verzweiflung ersticken sollte.

Nina kam zu ihm, sie war sehr bleich und hatte rote, verweinte Augen.

„Glaubst du, daß sie stirbt?" fragte er. Er konnte die Worte kaum herausbringen.

„Ich weiß es nicht," antwortete sie tonlos. Und in einer Aufwallung von Zärtlichkeit strich sie ihm liebkosend übers Haar.

„Ist hier jemand?" fragte Stella schwach, als sie wieder zu sich gekommen war. Dr. Berg neigte sich über das Bett. „Schicken Sie die andern hinaus und schließen Sie die Tür," sagte sie matt. Hög ging hinaus; Berg schloß hinter ihm ab und kehrte wieder zum Bett zurück.

Sie lag einige Augenblicke schweigend da, und ein paar Tränen rollten die abgemagerten Wangen hinab. Dann wandte sie dem Arzte das Gesicht zu und sagte: „Wann muß ich sterben, Doktor?"

„Aber liebe Frau Hög, es ist noch durchaus nicht sicher, daß Sie überhaupt sterben müssen ..."

Sie schüttelte den Kopf. „Warum wollen Sie mir nicht die Wahrheit sagen?"

„Weil ich sie selbst nicht kenne, Frau Hög."

Stella dachte einen Augenblick nach, dann fing sie wieder an: „Aber wann glauben Sie?"

„Sie können sich ja noch wieder erholen ..." Der Arzt sah vor sich nieder, dann sagte er, während er den Bettpfosten fest umklammerte, „wenn Sie indessen vielleicht dies oder jenes zu ordnen wünschen ..."

Einige Augenblicke herrschte dumpfes Schweigen. Dann hörte der Arzt vom Dunkel des Bettes her einige Laute, die wie unterdrücktes Schluchzen klangen, worauf sich die Kranke wieder nach ihm umwandte und, ihm die Hand reichend, leise sagte:

„Danke, lieber Doktor. Ja, ich habe noch viel zu ordnen."

Den ganzen Tag hindurch wollte Stella allein bleiben. Es war sehr hell im Stübchen, sowohl die Lampe wie die Krone brannten. Sie saß, an die Kissen gelehnt, im Bett aufgerichtet und schrieb mit Bleistift; Worte, von denen jeder Strich sie Schmerzen kostete und jeder Buchstabe Tränen ... Am Abend fiel sie ohne Schlafmittel in Schlummer und schlief ruhig wie ein Kind.

William saß am Bett, als der Arzt wiederkam.

„Sie schläft so schön, Herr Doktor ... ist das vielleicht eine Krisis?"

Der Arzt beugte sich über die Kranke und betrachtete sie lange.

Der Schlaf hatte eine zarte Röte auf ihre Wangen gehaucht, die Brust bewegte sich ruhig. Mit dem Kopf zur Seite, den linken Arm unter den Nacken geschoben, die gelbe Seidendecke etwas zurückgeschoben, lag sie inmitten ihrer Blumen, vom Licht der Krone hell beleuchtet, da.

„Wie schön Mutter aussieht!" sagte William leise, während ihm Tränen in die Augen traten. „Es war nur eine Krisis ... nun wird sie sich wieder erholen ... nicht wahr Herr Doktor?" fragte er atemlos. „Ja, es ist eine Krisis," sagte dieser langsam. „Sie wird wohl nicht mehr erwachen," setzte er in Gedanken hinzu.

Beruhigt schlief William fest die ganze Nacht.

Er träumte, daß die Mutter wieder gesund geworden war, und daß sie über eine große Wiese zusammen liefen und weiße Blumen pflückten, so viele, so viele, daß er sie nicht mehr zu tragen imstande war und fast unter der Last beim Laufen zusammenbrach ... Da hörte er plötzlich jemanden rufen: „Du fällst hinein, du fällst hinein," während er sich derb am Arm gepackt fühlte. Es war ihm, als ob er trotzdem tief, tief fiele — da erwachte er.

„William, William," es war Nina, die ihn gerufen hatte.

„Die Mutter stirbt, die Mutter stirbt!“ Er rieb sich die Augen und sah plötzlich Nina, die, nur halb angekleidet, mit offenem Haar, das Gesicht in Tränen gebadet, vor ihm stand.

„Ich komme,“ rief er bloß. Dann sprang er schnell aus dem Bett und kroch auf dem eiskalten Fußboden herum, um seine Sachen zu suchen. Es war noch ganz dunkel, und Nina war mit dem Licht davongegangen. Zitternd vor Kälte und Erregung, daß er sich kaum aufrechterhalten konnte, fand er endlich dies und jenes von seinen Sachen und stürzte, notdürftig bekleidet, ins Wohnzimmer, wo beide Dienstmädchen weinend an der Tür standen, während die Wärterin auf ihn zukam und ihn zu trösten suchte.

In diesem Augenblick kam Nina aus Mutters Stübchen heraus. Sie hielt das Taschentuch vors Gesicht und schluchzte heftig.

„Mutter will dir Lebewohl sagen, William ...“

William ging auf die Tür des Kabinetts zu und zog die Portiere zur Seite. Alles zitterte in ihm. Stella lag mit dem Gesicht der Wand zugekehrt.

Er näherte sich lautlos dem Bette der Sterbenden, und mit gefalteten Händen, tränenlos kniete er nieder.

„Bist du's, William?“ fragte Stella, und als der Knabe den Kopf hob, sah er ein bleiches, überirdisch verklärtes Antlitz mit großen Augen sich über ihn neigen, die sich wie in einem heiligen Glanze erweitert hatten.

„Mutter,“ rief er und streckte die Arme nach ihr aus.

Aber ohne sich zu rühren, beständig mit demselben Blicke, flüsterte sie schwach — es klang wie ein langer, schmerzlicher Seufzer:

„Armer Junge!“

William wußte selbst nicht in diesem Augenblick, warum er unter diesem Seufzer förmlich erstarrte ...

Um 8 Uhr begann der Todeskampf. Der Arzt und die

Wärterin hielten die Hände der Sterbenden. Nina trocknete ihr den Schweiß von der Stirn.

In der Wohnstube saß die kleine Sophie ganz still, von dem der Kindheit eigentümlichen Kummer benommen, der nicht versteht, aber fürchtet; eine namenlose Angst ohne Tränen, die die Glieder erstarren macht.

Hög ging um den Tisch herum, immer wieder herum, wie gejagt. Mitunter hielt er inne, schlich zur Tür des Kabinetts und lauschte. Dann setzte er wieder seine Wanderung fort, sich dabei die Hände pressend, als wollte er seine blauweißen Finger zerbrechen. Er war fürchterlich bleich und die Augen blutunterlaufen.

Am Tisch saß William und zerschnitt nervös eine Zeitung in kleine Schnipsel; der Arzt hatte ihm verboten, hineinzugehen, und so zwang er sich, ruhig sitzenzubleiben, während er, ohne aufzuhören, leise ein Gedicht hersagte, daß er für morgen in der Schule aufhatte, und mechanisch weiterschnitzelte ...

Gegen den Nachmittag hin fiel Stella in Schlaf. Hög saß am Bette und hielt ihre Hand in der seinen. Sie war feucht und kalt, schon halb im Tode erstarrt.

Eine halbe Stunde später öffnete die Sterbende die Augen; sie sah Hög, und ein Lächeln des Wiedererkennens huschte über ihr Gesicht.

„Hörst du die Nachtigall?" flüsterte sie. Ein glückliches, wie verklärtes Lächeln, darauf ein leises Zusammenzucken, ein Seufzer ... Sie hatte ausgelitten.

Hög ließ die Hand seiner toten Gattin langsam los.

Wie gebrochen schleppte er sich hinaus und machte die Tür des Kabinetts vorsichtig hinter sich zu.

Und blitzartig verstanden alle, daß der Tod eingekehrt war. Die Kinder standen in den Ecken herum und weinten, Hög tränenlos mitten im Zimmer und rieb sich unaufhörlich die Hände. Dr. Berg kam bald darauf. Er ging einen Augenblick

zur Toten. Als er wieder herauskam, gab er Nina einen Brief — Høg war inzwischen hinausgegangen — und sagte, daß ihre Mutter sie bitten ließ, ihn zusammen mit William zu lesen. Nina schluchzte laut auf. Der Arzt küßte sie auf die Stirn und sprach ein paar tröstende Worte, dann ging er, um mit der Wärterin Rücksprache zu nehmen, die er im Speisezimmer antraf, eifrig beschäftigt, Schirting in Stücke zu reißen, Rosetten zu nähen und Trauerflorstreifen zu verfertigen, wobei ihr die Mädchen halfen.

Nina brachte Sophie zu Bett und kehrte dann ins Wohnzimmer zurück.

William hatte die Lampe hoch hinaufgeschraubt und versuchte zu lesen. Er hatte den Tisch nahe an die Speisezimmertür gerückt, die ein wenig offen stand.

Ein fürchterlicher Schrecken hatte sich plötzlich seiner bemächtigt, ein entsetzliches Grauen vor dem Leichnam in seiner Nähe, das fast seinen Schmerz ertötete. Er hatte gar nicht mehr die Empfindung, daß es seine Mutter, die da drinnen lag, er fühlte nur, daß der Tod im Hause war.

„Wir wollen jetzt den Brief lesen, komm!"

William sah auf und erblickte auf einem weißen Blatte die Schriftzüge der Mutter. „An Nina und William" stand da. Die Röte schoß ihm ins Gesicht, er schämte sich seiner Angst von vorhin. Sich umschlungen haltend, den Kopf geneigt, lasen die beiden Geschwister beim Lampenschein der Mutter letzten Brief.

„Geliebte Kinder! Meine Hand zittert, daß ich kaum schreiben kann, und jeder Buchstabe schmerzt mich, aber Eure Liebe zu mir wird Euch meine undeutliche Schrift lesen lehren . . ."

William lehnte den Kopf an Ninas Brust und preßte sie in einer langen, verzweifelten Umarmung an sich . . .

„Komm, komm, wir wollen uns zusammennehmen und ganz ruhig lesen," sagte Nina mild und riß sich los.

„Eure Mutter, die nun sterben muß, obgleich sie noch gar so gerne Euretwegen gelebt hätte, ist, meine lieben, guten Kinder, nicht immer glücklich gewesen. Es gibt Sorgen, die man unter einem Lächeln verbirgt, und diese sind es gewesen, die mein Leben untergraben haben. Doch wollte ich nicht darüber sprechen, es ist nicht nötig, daß ich Euch damit plage. Meine letzten Worte sollen eine Bitte sein. Ich habe Euch oft, wenn wir allein des Abends zusammensaßen, von dem berühmten Geschlecht erzählt und Eurer alten Familie. Eures Geschlechtes willen flehe ich Euch nun an, meine Bitte zu erfüllen und Eurem teuren Großvater zuliebe, dessen letzte Worte es waren, und um meinetwillen, die ich daran zugrunde gegangen bin, seinen Wunsch zu erfüllen."

Eine Träne hatte an dieser Stelle die Worte verwischt. Atemlos vor Erregung hielten sie das Papier an die Lampe, um besser zu sehen.

William weinte nicht mehr; hinter Nina stehend, verschlang er die Worte mit den Augen.

„Euer Vater ist geisteskrank — wird wahrscheinlich nie wieder gesund werden. Die Auffassung unserer Zeit, geliebte Kinder, ist noch beschränkt genug, dieses Unglück für eine Schande anzusehen; außerdem würde Euer Vater sein Amt verlieren, wenn man von seiner Krankheit erfährt — und Ihr seid nicht reich — deshalb sucht es vor der Welt zu verbergen, tut alles mögliche, daß es keine Menschenseele erfährt — — — Ihr seid noch jung; das Leben wird Euch einmal dafür entschädigen — Euch Glück bringen — — das glaube ich fest — —

Ich kann nicht mehr. Tausend-, tausendmal lebt wohl!

Eure Mutter."

Fünftes Kapitel

Ein Jahr war vergangen.

William Høg kam es vor, als hätte er schon sehr lange gelebt und lange genug. Seine Züge hatten den alten, frühzeitig welken Ausdruck bekommen, den man bei Verwachsenen oder Kindern, die einem frühen Tod geweiht sind, findet. Er war sehr mager und ging stets gebückt, mit gesenktem Kopfe, einher.

Nina und er waren fast immer zusammen und die Bande, die gemeinsamer Kummer gewebt hatte, hielten fest. Aber auf der anderen Seite wieder hatten dieselben Sorgen ihren Charakter doch nach ganz verschiedener Richtung hin entwickelt, und jeden einzelnen Tag, der verging, mußte ihre Liebe eine Brücke über eine sich beständig vergrößernde Kluft im gegenseitigen Verständnis schlagen.

William war nervös und reizbar, und unter der Hülle seiner Schwermut brauste und kochte die zurückgedrängte Hitze eines leidenschaftlichen Gemüts. Und diese unterdrückte Heftigkeit konnte oft bei den geringfügigsten Anlässen hervorbrechen und förmlich in Raserei ausarten.

Nina blieb unter seinen Zornausbrüchen ganz ruhig, aber diese Ruhe brachte ihn nur noch mehr auf, reizte ihn oft aufs äußerste.

Einige Zeit später, im Anfange des zweiten Jahres nach Stellas Tod, wurde Høg wieder exaltiert; langsam aber sicher durchlief seine Krankheit dieselben Stadien wie das letztemal. Es waren dieselben Ideen unter andern Formen, dieselben Übertreibungen, dieselbe inhaltslose, unbeständige Energie — und auf Seite der Kinder die alte Angst, das alte stundenlange, qualvolle Warten, die alte Furcht, die sie nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen ließ. Nur mußten sie es jetzt alleine tragen.

Des Nachts ging Høg wieder ruhelos im Hause herum, rumorte in der Küche, lauschte an den Türen und spionierte, ob

William oder Nina Licht hatten und wachten. Er nahm ihnen des Abends heimlich Kerze und Streichhölzer fort. Denn er wußte, daß sie ihn bewachten, und wollte dies verhindern.

Je mehr des Vaters Aufgeregtheit stieg, desto mehr wuchs die Angst der Kinder — auch Sophie verstand nun, daß der Vater krank war — aber Dr. Berg hoffte immer noch auf Besserung und ließ Hög in Randers bleiben.

War William zu Haus, dann saßen die beiden Geschwister zusammen. Ihre Unterhaltung drehte sich immer nur um denselben Gegenstand: Worte und Gedanken kreisten beständig um ihre Furcht.

Hög nahm den Sohn öfters auf seine Ausflüge mit, lange Spazier- oder Reittouren, wo sie tagelang fortblieben. Diese Tage waren für Nina Ruhepunkte in ihrer fürchterlichen Angst; für William aber war dieses intime Zusammensein mit dem Kranken eine schreckliche Marter.

Hög vergaß dann ganz, daß er mit seinem Sohne sprach, und boshaft und haßerfüllt, wie er in seinem Wahnsinn gegen diejenigen geworden war, die er sonst liebhatte, erzählte er alles mögliche Schlechte von seinen Brüdern, dem Minister und seiner Mutter. Er riß seine ganze Familie vor seinem Sohne herunter. Oder er entwarf die kühnsten Reisepläne, wo er überall hin wollte, um William die Stätte zu zeigen, wo er seine Jugend verbracht hatte. Er sprach davon, ihn nach Paris und Italien zu führen. William stimmte ihm in allem bei.

Manchmal stellte sich Hög krank und legte sich zu Bett; da mußte William ihm stundenlang nasse Umschläge auf der Stirn halten; er rührte sich nicht vom Bette weg und hielt des Vaters Hand in der seinen, während dieser unaufhörlich über eingebildete Schmerzen jammerte. Die zerrütteten Nerven ließen den Unglücklichen Höllenqualen leiden.

Dann wollte er wieder Bäder gebrauchen, und sie brachten einige Tage an der Küste zu. Er schleppte sich mühsam an zwei

Stöcken, von William unterstützt, nach dem Badehause. Aber dieser mußte an der Brücke zurückbleiben, denn Hög wollte partout in der Zelle allein sein. Dies waren fürchterliche Augenblicke für den armen Jungen, dessen erhitzte Phantasie ihm alle möglichen Schreckensbilder ausmalte, während er so wartend am Strande stand und sich die Augen nach der Tür des Badehäuschens blind starrte. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, ohne daß sich diese öffnete, und kalter Schweiß trat auf die Stirn des Wartenden.

Endlich konnte er nicht mehr an sich halten. Er stürzte in wahnsinniger Angst in drei Sprüngen die Brücke hinunter und klopfte an die Tür der Zelle.

„Bist du noch im Wasser, Vater?"

„Ich komme gleich," antwortete Hög böse. „Du hast wohl vielleicht Angst, daß dein Vater, der im Schwimmen immer Prämien bekommen, in einer Wassertonne ertrinkt, was?"

Ihr Mittagbrot nahmen sie an der Table d'hote des kleinen Badehotels ein; sie saßen am untersten Ende der Tafel und Hög an der Ecke, so daß, wenn er sich unterhalten wollte, er dies nur über den Sohn hinüber konnte.

Nie in seinem Leben war William so wißbegierig gewesen wie während dieser Mittagsstunden. Er suchte mit Aufbietung all seiner Kraft des Vaters Aufmerksamkeit von den andern abzulenken und auf sich zu ziehen und mit seiner Lebhaftigkeit und Fragelust die ganze übrige Gesellschaft vor Hög gleichsam zu verbergen; er überschüttete ihn mit Fragen, lachte, antwortete munter, scherzte. Die kalte Angst gab ihm übermenschliche Kräfte.

Aber wenn sie nach den Mahlzeiten dann in ihre Zimmer kamen und Hög sich auf sein Bett schlafen legte, brach William nach der fürchterlichen Anstrengung und Seelenmarter ganz zusammen. Stumm und gefühllos für alles um ihn herum konnte er lange Stunden in vollständiger Apathie dasitzen, wo

sein Gehirn zu arbeiten aufhörte und er aus Schlaffheit weinte, ohne es zu wissen.

Nach Verlauf einiger Tage reisten sie wieder heim, und das alte Leben begann aufs neue.

Der Gedanke zu reisen wurde indessen bei Hög immer stärker, er wollte durchaus dem Sohne Europa zeigen. Eines schönen Tages eröffnete Dr. Berg dem Knaben, daß er mit dem Vater reisen sollte.

„Reisen ..." murmelte William, und es war ihm, als ob er plötzlich ersticken sollte ... „ich! ..."

„Ihr Vater wünscht es sehr," sagte Dr. Berg, „und ich glaube, daß es ihm gut tun wird ..."

William atmete schwer und tief; er öffnete und schloß ein paarmal seine Hände, gleichsam als wollte er durch diese mechanische Bewegung den Aufruhr in seinem Innern bezwingen, endlich stieß er ganz heiser heraus: „Ich will ja gerne reisen."

Der Arzt sah ihn an, wie er so mit großen Schweißtropfen auf der Stirn, den Mund schmerzlich zusammengezogen, dastand, und ein tiefes Mitleiden überkam ihn.

„Das ist brav," sagte er, ihn auf die Schulter klopfend, „sehr brav. Und Sie brauchen nicht ängstlich zu sein."

Drei Tage darauf reisten sie. Die letzten Tage war William ruhig und gefaßt gewesen, aber als der Zug sich in Bewegung setzte und er vom Coupéfenster aus Nina mit dem Taschentuch wehend auf dem Perron zurückbleiben sah, war es ihm, als ob die Erde unter ihm versank; er mußte sich schnell niedersetzen, um nicht umzufallen, ein solcher Schwindel hatte ihn erfaßt.

Die erste Woche schien es ihm, als ob Dr. Berg recht behalten sollte.

Sie reisten in kurzen Tagestouren, blieben des Nachts im Hotel und gingen erst spät am nächsten Morgen weiter. William bestach den Schaffner, damit sie allein im Coupe blieben, in welchem Hög lang ausgestreckt auf einem aus Decken und Kissen

gebildeten Lager die eine Seite einnahm. Mitunter war er so schwach oder bildete sich ein, es zu sein, daß man ihn ins und aus dem Coupé heben mußte. William erzählte den Leuten, daß sie in ein Bad reisten, und suchte alles mit Trinkgeldern gutzumachen, mit denen er wirklich geradezu herumwerfen mußte. Um das nötige Geld dazu vom Vater herauszubekommen, der oft ebenso lächerlich geizig wie zu anderen Zeiten verschwenderisch war, mußte er die unglaublichsten Ausreden erfinden.

Ein andermal wieder war Hög lebhaft wie ein 20jähriger Mensch, und es war dann schwer, ihn im Coupé zurückzuhalten; er wunderte sich darüber, daß sie fast immer allein blieben, und mit dem Mißtrauen der Geisteskranken fragte er: „Das ist wohl dein Werk, du willst wohl, daß niemand mit deinem Vater zusammensein soll?“ William suchte ihm dies natürlich auszureden: „Es fahren ja so wenig Leute erster Klasse ...“

Während eines Aufenthalts in Neumünster war Hög plötzlich verschwunden. William war einen Moment hineingegangen, um etwas zum Lesen zu kaufen, und als er zurückkam, war das Coupé leer und der Vater nirgends zu finden.

„Einsteigen,“ rief der Schaffner weiter oben am Zuge. „Einsteigen ...“ Er schlug die Türen zu.

William sprang vom Trittbrett herunter und sah sich verzweifelt um; der Vater war nirgends zu sehen — er lief an den nächsten Wagen entlang und rief.

Niemand antwortete.

„Einsteigen,“ rief jetzt der Schaffner dicht bei ihm.

In abgerissenen Sätzen erzählte ihm William, daß sein Vater verschwunden war, daß er hier bleiben mußte und die Sachen heraushaben wollte.

Der Schaffner zuckte mit den Schultern, zwang ihn fast ins Coupé hinein und schlug die Tür zu. William fiel es plötzlich ein, daß er in seiner Verzweiflung dänisch gesprochen hatte.

Während sie weiterfuhren, saß er ganz verwirrt und über-

wältigt da und konnte keinen ordentlichen Gedanken fassen. Er hätte zurückbleiben sollen, sagte er sich, er hätte nicht weiterreisen dürfen — was nun? ... Aber der Vater konnte sich ja auch im Coupé geirrt haben, er saß gewiß in einem anderen Wagen; er konnte ja doch nicht zurückgeblieben sein ...

In seiner Aufregung rannte er immerfort im Coupé auf und nieder — wie ein Tier im Käfig. Er konnte nicht ruhig sitzenbleiben und erwog beständig dieselben Möglichkeiten, die seine Phantasie mit allen möglichen Gründen unterstützte.

Und jedesmal, wenn sie auf einer der kleinen Stationen hielten, hatte er Lust, herauszuspringen, aber eine neue widersprechende Gedankenreihe zwang ihn dann wieder, zu bleiben.

Was wollte er auch mit seinen 20 Mark anfangen? Wo sollte er wohl damit hinreisen?

In Hamburg angekommen, öffnete er selbst die Wagentür und stieg aus. Seine Aufregung war einer stumpfen Ruhe gewichen; er war überzeugt, daß der Vater nicht mit im Zuge war; trotzdem spähte er mit Verzweiflung nach jeder Tür der langen Wagenreihe, die sich öffnete. Er lief den Zug entlang; da plötzlich kam es ihm vor, als ob ein Herr, der halb nach dem Waggon zurückgewendet auf dem Trittbrett stand, dem Vater ähnelte ... nun trat er ganz heraus ... wandte sich um ... er war es!

William blieb mit einem Ruck stehen und mußte sich zusammennehmen, um nicht aufzuschreien: alles Blut fuhr ihm nach dem Herzen. Hög half mit ausgesuchter Höflichkeit einer blonden, sehr großen, schlanken Dame aus dem Coupé; er bot ihr galant den Arm. Als er den Sohn erblickte, sagte er vollkommen gleichgültig: „Bist du da? ... Schaffe uns einen Wagen, mein Junge.“

Die Dame nahm ihre Lorgnette und sah einen Augenblick recht nonchalant William an, darauf wandte sie sich wieder

ihrem Begleiter zu und sagte ihm einige Worte auf französisch, während sie nach dem Wartesaal gingen.

William blieb stehen und sah ihnen nach, er konnte den Vater kaum wiedererkennen: er ging mit elastischen Schritten, die schlanke Figur gerade aufgerichtet, den interessanten Kopf der Dame an seinem Arm zugewandt — es lag etwas ungemein Distinguiertes in der ganzen Erscheinung, was dem Sohne noch nie so aufgefallen war, etwas unbeschreiblich Vornehmes, was schwer zu definieren war.

William besorgte einen Wagen, und sie fuhren alle drei nach dem „Hotel de l'Europe." Die Kammerjungfer der Gräfin saß auf dem Bock. Um den Jungen bekümmerte sich niemand. Er saß halb versteckt zwischen den Koffern und Hutschachteln der Gräfin, und wenn der Vater auf dies oder jenes aufmerksam machte, wandte er sich ausschließlich an seine Nachbarin. Und diese sprach nur Französisch die ganze Zeit über und hielt auf diese Weise William außerhalb der Unterhaltung; außerdem schien sie seine Gegenwart ganz vergessen zu haben, oder besser gesagt, seine Existenz überhaupt nicht zu ahnen.

Als sie im Hotel allein geblieben waren, fragte William, wer die Dame war.

„Ich bin ein Freund ihres Mannes... es ist Gräfin Hatzfeld," sagte Hög. Weiter nichts.

Er machte auf das sorgfältigste Toilette, zog drei bis vier Oberhemden an und aus, ehe er eines finden konnte, das ihm gut genug erschien, und wählte zwischen seinen Röcken einen blauen mit Samtkragen und langen, modernen Schößen.

„Wir werden im zoologischen Garten frühstücken," sagte er.

„Mit der Gräfin?"

„Ja."

Das war ein harter Tag für William. Der Vater hatte überhaupt nur Augen für die Gräfin, er machte ihr auffallend den Hof, überschüttete sie mit Aufmerksamkeiten, küßte sie auf

die Hand, hatte sie, wo es nur irgend anging, am Arme und saß ihr stets gegenüber, ohne die Augen von ihr zu wenden. William konnte es kaum aushalten, dies mit anzusehen, es peinigte ihn geradezu; er errötete, wenn Hög seine Hand karessierend auf den Arm der Gräfin legte, er schlug die Augen nieder, wenn sie sich mit einem eigentümlich stummen und doch so beredten Mienenspiel zulächelten, und er litt, wenn der Vater sich niederbeugte, und seine und der Gräfin Augen sich trafen.

Momente lang dachte er bei sich, er wollte ihr alles sagen, ihr erzählen, daß der Vater krank war — das würde eine Strafe für sie sein, und es kribbelte ihm förmlich in den Fingerspitzen danach, es zu tun; aber nein, das ging ja nicht an, er durfte es ja nicht!

Am Abend waren sie im Thaliatheater. Sie saßen in der Fremdenloge, Hög und die Gräfin ganz zurück im Dunkel, William vorn an der Brüstung.

Er hörte die beiden hinter sich immerfort zusammen flüstern, und er wurde ganz nervös von dem Geräusch des Fächers, den sie unaufhörlich hin und her bewegte. Hög saß die ganze Zeit dicht bei ihr, von Zeit zu Zeit sich zu ihr niederbeugend und mit seinem Gesicht fast das ihre berührend.

In einem der Zwischenakte ging er hinaus, und, ohne sich länger beherrschen zu können, wandte sich William zur Gräfin um und sagte schnell:

„Vater ist geisteskrank.“ Sie zuckte mit keiner Miene, sondern bewegte ruhig den Fächer weiter und sagte:

„Ich weiß es.“

Die Worte erstarben ihm auf den Lippen, er hätte sie ins Gesicht schlagen mögen.

Den nächsten Tag reiste die Gräfin ab, ohne daß es Hög weiter nahegegangen wäre.

Sie blieben noch zwei Tage in Hamburg, hielten sich dann in Münster und in Düsseldorf auf und erreichten endlich Köln.

Høg wurde nun wieder aufgeregter als in der ersten Zeit der Reise. Er suchte sich von Williams ihm lästiger Fürsorge zu emanzipieren, und überall, wohin er kam, stiftete er beständig mehr und mehr Reisebekanntschaften. Am Tage ging das noch an, da begleitete ihn der Sohn auf seinen Ausflügen, und verlor ihn nicht aus dem Auge, aber des Abends nach der späten Table d'hôte suchte Høg William auf die listigste Art und Weise loszuwerden, um nach dem Theater, dem Zirkus oder sonstwohin zu entschlüpfen.

Mitunter schloß er ihn auch oben in ihre Wohnung ein — sie hatten drei Zimmer im 1. Stock — um dann selbst allein, Gott weiß wo, herumzustreifen.

Das waren qualvolle Stunden für den armen Jungen. Ganz allein mit seinen trüben Gedanken, von einem schneidenden Einsamkeitsgefühl bedrückt, saß er eine Stunde nach der anderen in dem großen Salon und wartete. Er versuchte, Briefe zu schreiben, aber er vermochte seine Gedanken nicht zu sammeln, so ging er von einem Zimmer zum andern, immer hin und her, nirgends hatte er Ruhe. Er hätte es herausschreien mögen, wie verzweifelt, wie unglücklich er war; um Hilfe rufen — so einsam und verlassen kam er sich in diesen abgeschlossenen Räumen vor. Zu klingeln ging nicht an, denn wie sollte er den Leuten plausibel machen, warum der Vater ihn eingesperrt hatte?

Eines Tages hörte er seinen Vater zu einem Nachbar an der Table d'hôte sagen: „Eine Überanstrengung — vererbte Melancholie ... von der Mutter geerbt ..."

Der Fremde blickte zu ihm hinüber — es gab förmlich William einen Ruck. Also darum sahen ihn die Leute immer so mitleidig an und mieden ihn! — Darum behandelten ihn die Kellner so scheu, geradezu ängstlich: man glaubte, er war der Verrückte!

Es war ihm, als ob das Blut in seinen Adern erstarrte, als ob der Tisch, die Aufsätze und Teller plötzlich vor ihm zu tanzen

anfingen, während sich die Wände wie ein Karussel vor ihm drehten.

Als sie heraufkamen, setzte er sich wie geistesabwesend vor den Kamin, er hörte und sah nicht; dieser neue Schlag hatte ihn ganz betäubt. Also er war verrückt, melancholisch, scheu, menschenfeindlich, und der Vater war gesund! Gewiß, dieser sprach doch, war geistvoll, wie verjüngt und von einem Hauch von Eleganz und Vornehmheit umgeben ...

Was war wohl natürlicher, als daß man das glaubte? Man *mußte* es ja glauben ...

Aber er wollte zu einem Arzte gehen, das konnte ja nicht so bleiben ... unmöglich ...

Er stand auf, ohne zu wissen, wie lange er so dagesessen hatte, das Feuer im Kamin war inzwischen erloschen. Sein erster Gedanke war, nach dem Vater zu sehen; er suchte ihn im Schlafzimmer, aber natürlich vergebens, Hög war wie gewöhnlich längst fortgegangen. So setzte er sich wieder an seinen alten Platz und versank aufs neue in seine düstre Grübelei. Es war immer die alte Gedankenreihe, beständig derselbe Gedankenkreis.

Plötzlich fing er an, vor Kälte zu zittern. Die Balkontür stand offen, und der Oktoberabend war ziemlich kalt. Als er die Tür schließen wollte, sah er, daß unten in der Restauration das Licht bereits ausgelöscht war. Im Hof brannten ein paar vereinzelte Gasflammen, die der Wind aufflackern machte. Ein paar Kellner waren damit beschäftigt, die Stühle unterm Glasdach zusammenzustellen.

Es mußte also schon sehr spät sein. Richtig, die Kaminuhr zeigte drei... Und mit einemmal hatte er ganz die neue Angst vergessen und dachte nur, daß der Vater noch nicht zu Hause war, so lange pflegte er doch selten auszubleiben.

Diese neue Furcht verjagte die andere. Er hatte jetzt nur den einen fürchterlichen Gedanken, was wohl mit dem Vater passiert sein konnte! Auf dem Sofa ganz zusammengekauert

sitzend, fiel er aus übergroßer Müdigkeit in einen dumpfen Schlummer, aber seine Gedanken, die zu Träumen geworden waren, jagten in demselben traurigen Kreise immer weiter...

Durch ein lautes Lachen jäh aus dem Schlaf geschreckt, sah er den Vater, mit einer türkischen Mütze und einem großen, falschen Bart ausstaffiert, vor sich stehen. Wie eine Feder schnellte er von seinem Sitze auf und hielt sich die Hände vors Gesicht, wie um sich zu schützen. „Wer ist da?" rief er entsetzt. Der Vater lachte.

„Mein Maskenkostüm ist doch so einfach," sagte er, immer weiter lachend, „und doch haoe ich dich so erschreckt! Du Narr... Narr!!"

William sah zu ihm auf; der Anblick schnürte ihm das Herz zusammen. Des Kranken Augen glänzten unheimlich, die Lippen waren durch ein eigentümliches Lächeln verzerrt. Er sprach unaufhörlich, die Worte sprudelten wie ein unaufhaltsamer Strom hervor, stoßweise von Lachen, Ausrufen und Trällern unterbrochen.

Der weiße Schlips hatte sich gelöst; das Oberhemd war zerdrückt, der eine Knopf desselben aufgegangen.

„Das ist vom Tanzen," sagte er, als er dem Blicke des Sohnes begegnete, „die Damen schwingen einen, daß man ganz wirblig wird." Er versuchte, das Hemd zuzuknöpfen, aber seine Hände zitterten, und er hatte ganz die Herrschaft über sie verloren.

„Es muß vom Champagner sein," murmelte er vor sich hin.

William stand wie angenagelt, seine erhobenen Arme fielen schlaff herab, während seine Zähne gegeneinander klapperten und das Fieber ihn schüttelte.

Er starrte einige Augenblicke wie festgebannt auf das Antlitz des Wahnsinnigen, und dann lachte er plötzlich laut und schrill auf: sein Grauen machte sich in einem gellenden Lachkrampfe Luft.

Hög sah ihn erst einen Moment verdutzt an, dann lachte er

mit. Einander gegenüberstehend, lachten sie beide, Vater und Sohn, wie zwei Wahnsinnige.

Plötzlich beugte sich Hög nieder und packte ihn mit einem eisernen Griff am Arme: „Du lachst über mich," flüsterte er drohend, „du lachst über deinen Vater . . ."

William versuchte, von Angst geschüttelt, zu protestieren, aber Hög blieb dabei. „Ja," wiederholte er heiser „du lachst über mich, leugne es nicht, ihr lacht alle, alle . . . denn ich bin verrückt — verrückt — verrückt geworden." Und mit einem plötzlichen Ruck stieß er den Sohn so gewaltsam von sich, daß dieser gegen die Wand taumelte.

Der heftige Schlag weckte William aus seiner Verwirrung zum klaren Bewußtsein seiner Lage; der physische Schmerz gab ihm seine seelische Ruhe wieder. Er überlegte, daß er nun vor allen Dingen sehen mußte, aus dem Zimmer zu kommen, um Hilfe zu holen, und maß mit den Augen den Abstand von der Tür.

Der Wahnsinnige folgte der Richtung seines Blickes und sagte hohnlachend: „Nein, du kommst nicht heraus . . . ich habe abgeschlossen . . . ja, ja, abgeschlossen." Und mit einem schadenfrohen Aufleuchten der Augen setzte er hinzu: „Denn du weißt doch, du bist's, der geisteskrank ist . . . und man muß vorsichtig sein, sehr vorsichtig . . ."

William griff mechanisch nach der Lehne des Sessels, um sich zu stützen. „Ja," sagte er, nach Fassung ringend, „aber was sollte ich wohl des Nachts draußen wollen? Jetzt ist's Zeit, zu Bett zu gehen, Vater."

Und den Kranken nicht aus den Augen lassend, zündete er die beiden Lichter auf dem Kamine an.

„Gut' Nacht," sagte er darauf ganz ruhig, dem Vater den einen Leuchter reichend.

Hög nahm ihn, ohne zu wissen, daß er es tat. „Jetzt müssen wir schreiben," murmelte er tonlos und starrte geistesabwesend

ins Licht, „es eilt, denn man weiß nie, wie lange man seinen Verstand behält ..." Er ging auf seinen Schreibtisch zu, öffnete die Mappe und entnahm ihr ein Manuskript.

„Du mußt schreiben, Junge ... meine Hand zittert etwas ... und so will ich lieber diktieren. .."

William tat ein paar Schritte, wie um sich einen Stuhl zu holen; als er bis an den Kamin gekommen war, sprang er schnell mit einem Satz zur Tür.

Hög wandte sich um und nickte ihm lächelnd zu: „Ja, ja, mein Junge, sie ist verschlossen, und den Klingelzug habe ich abgeschnitten."

William unterdrückte einen Schrei, und, sich mit übermenschlicher Kraft beherrschend, sagte er mit einem Lächeln: „Du paßt gut auf mich auf, Vater."

Er setzte sich an den Schreibtisch und öffnete das Manuskript. Die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen, und das Blut sauste förmlich in den Ohren.

„Die Enthüllung des Denkmals" stand da mit großen, geschnörkelten Buchstaben auf dem Titelblatt. William durchschauerte es.

Hög ging mit großen Schritten hinter ihm im Zimmer auf und nieder. „Wo bin ich stehngeblieben?" fragte er.

William wandte die Seiten um und begann vorzulesen. Er hörte kaum seine eigenen Worte und las heiser — die Kehle war ihm wie zugeschnürt — in einem Zuge:

„Denn wenn wir sie alle in Käfige sperrten, diese Tiere, die nur dazu geschaffen sind, uns zu ruinieren, deren ganzes Wesen nur aus Trieben besteht, und diese Triebe nur Verderben und Elend bringen — handelten wir recht" — —

„Richtig, richtig ... da bin ich steh'n geblieben."

Hög lachte vor sich hin, sprach leise mit sich selbst, und rieb sich die Hände. Dann blieb er vor dem Stuhle des Sohnes stehen und sagte plötzlich: „Es wird dich doch nicht etwa verderben?"

„Ich schreibe ja immer ...“

„Ja gewiß, gewiß. Also dann schreibe ...“ William beugte sich über das Papier, der Kopf war ihm schwer wie Blei.

„Denn das Weib ist nichts Besseres wert,“ diktierte Hög, „der Mann ist der Herr und kann sie ohne Verantwortlichkeit zugrunde richten ...“

„Hörst du,“ sagte er und trat ganz dicht an den Sohn heran, „ohne Verantwortlichkeit. Anders ginge es gar nicht, wir würden sonst zu schwer daran zu tragen haben“ ... Dabei lachte er still in sich hinein, während er wieder weiter ging.

Das Lachen schnitt William ins Herz.

„Ohne Verantwortlichkeit,“ wiederholte der Wahnsinnige nochmals. „Denn wer sich nicht zum Herren macht, wird Sklave,“ diktierte er weiter. „Hörst du das?“

„Wer nicht zugrunde richtet, wird selbst zugrunde gerichtet ... Denn noch nie hat jemand das Tier im Weibe bezwungen.“

Die Kaminuhr schlug vier.

Der Wahnsinnige lachte beständig zu sich selbst, murmelte undeutliche Worte vor sich hin und ging mehrmals im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er wieder am Schreibtische neben dem Sohne stehn und sagte heiser:

„Hat man etwa nicht recht, sich zu rächen? ... Na, wiederhole, was du geschrieben hast.“

William wandte das Blatt zurück und las: „Denn wer sich nicht zum Herrn macht, wird Sklave; wer nicht zugrunde richtet, wird selbst zugrunde gerichtet.“

Der Kranke rieb sich vergnügt die Hände. „Ein Evangelium,“ sagte er. „Ein schönes Evangelium!“

William ließ verzweifelt die Feder sinken. „Ich bin so müde, Vater ...“

„Siehst du,“ sagte dieser wieder, ohne auf den Sohn zu hören, „so etwas ist gut zu wissen und gut, sich immer daran zu erinnern ... so bleibt man ruhig, was auch vorfallen mag.“

Er hob die Arme, ließ sie wieder fallen und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Deine Mutter war besser," sagte er plötzlich in einem neuen Gedankengange, „sie liebte einen andern, weiß du ... ihren Vetter ..."

William wandte sich um und sah in namenlosem Entsetzen den Vater an.

„Vater!" schrie er, „Vater!" und streckte wie abwehrend die Arme gegen ihn aus. „Sag' mir das nicht!" Die Worte klangen jedes einzelne wie ein abgebrochener Schrei.

„Aber sie kam zu mir und hat es mir gesagt, weiß du ... und bat mich, daß wir fortreisen möchten, damit der Kampf mit ihrer Leidenschaft ihr leichter würde ..."

William seufzte tief auf. Es ging ein Lächeln über sein Gesicht, und mit von Tränen verschleierter Stimme — das Weinen stieg ihm im Halse auf — flüsterte er: „O, Dank, Dank!" Er taumelte und hielt sich am Stuhlrücken fest, der Kranke schlang seine Arme um den Sohn und beugte sich zu ihm nieder.

„Sie ist eine Heilige geworden," flüsterte er ihm geheimnisvoll leise ins Ohr. „Ich habe oft mit ihr in letzter Zeit gesprochen, sie weinte und jammerte über uns, denn ihre Gebete konnten uns nichts helfen, sagte sie ..."

William schauderte unter des Vaters Umarmung. „Ja," sagte er, „sie ist eine Heilige." Ein paar Augenblicke war es ganz still im Zimmer.

Da plötzlich riß der Wahnsinnige William mit einem gewaltsamen Ruck zu Boden und zwang ihn neben sich auf die Knie nieder. „Wir wollen zu ihr beten ... Bete," rief er mit heiser röchelnder Stimme, „bete", und das Haupt tief zu Boden geneigt, murmelte er halblaut einige fürchterliche Gebete: eine grausige Mischung von fanatischer Anbetung und schrecklichen Verwünschungen.

William lag auf den Knien. Am ganzen Körper zitternd,

murmelte er etwas vor sich hin; er wagte sich kaum zu rühren.

„Bete," schrie der Wahnsinnige wieder, „bete laut!" Er hob den Kopf in die Höhe und wandte das Gesicht dem Sohne zu. Es war ganz rot, die Züge verzerrt und die Augen gläsern, als ob eine Haut über den weit heraustretenden Augäpfeln lag. „Leg' dich nieder," schrie er wieder, „in den Staub mit dir, Hochmütiger!" Plötzlich sprang er mit einem Satze auf und stand mit ausgestreckten Armen, in seiner vollen Größe aufgerichtet, vor dem Sohne, der leise schluchzend sein Gesicht im Teppich verbarg.

„Mich sollst du anbeten," schrie er noch lauter, „mich, den heiligen Markus! ... Bete, bete ... sonst kommst du nie in die Gesellschaft der Seligen."

William lag ganz still, seine Glieder waren ihm schwer wie Blei, und es kam ihm vor, als würde er kaum die Kraft haben, aufstehen zu können. Des Vaters Worte klangen ihm wie Donnergetöse in den Ohren.

„Hörst du," fuhr der Wahnsinnige, jetzt in einem Predigertone, fort, „das ist mein Evangelium: Wer nicht zugrunde richtet, wird zugrunde gerichtet! ... also spricht der heilige Markus zu seiner Gemeinde."

Und so ging es immer weiter, unaufhörlich, dazwischen mit Bibelzitaten. William hörte überhaupt nicht mehr, verstand nichts mehr; auf dem Boden ausgestreckt liegend, biß er in fast sinnloser Verzweiflung in den Teppich.

„Denn ihre Unersättlichkeit ruiniert die Welt, und das Leben ist ein stinkender Kirchhof, wo die Prostitution auf den Gräbern herumtrampelt. Aber wehe ihnen, wehe! Der heilige Markus verkündet ihnen den Feuertod und Untergang ..."

Hier ging des Vaters Schreien plötzlich in ein krampfartiges Röcheln über, als ob er mit dem Ersticken kämpfte.

William wurde ganz starr vor Schreck; er konnte kaum den Kopf heben.

Hög stand, mit den Armen in der Luft fechtend, an die Wand gelehnt und starrte mit stieren Augen vor sich hin.

Mit einem förmlichen Schreckensgeheul sprang William auf. Die Todesangst gab ihm neue Kräfte. Der Wahnsinnige focht noch einige Sekunden mit den Armen herum; dann taumelte er, und mit den vorgestreckten, krampfartig geballten Händen vergeblich nach einer Stütze suchend, stürzte er vornüber in einem schweren Fall zu Boden.

William rüttelte gewaltsam an der Tür, dann kam es ihm plötzlich vor, als ob der Vater so merkwürdig ruhig dalag. Er stürzte hin und warf sich neben ihm nieder.

„Vater," rief er, „Vater!" Er faßte den Kopf an, befühlte das Haar, nahm seine Hand, hob dann den Arm in die Höhe und ließ ihn mit einem Schrei wieder los.

Hög war tot. — —

Das grausige Ereignis wurde schnell im Hotel bekannt, und bald danach war es, als ob sich ein unheimliches Schweigen vom Zimmer des Toten über die langen Korridore schlich, treppauf, treppab, über den Hof, die Gänge und erdrückend auf dem ganzen Hause lagerte. Es glitt wie ein Schatten über die Säle des Restaurants und teilte sich den Gästen mit, deren Lächeln in dieses Todes Nähe auf den Lippen erstarb.

Es war, als ob die ganze große Maschinerie bei diesem kalten Schweigen schwerer arbeitete. Die Glocke des Portiers klang wie eine Totenglocke; die Kellner stürzten scheu mit Leichenbittermienen über den Hof. Überall im Hause wurde das Sprechen zum Flüstern, und jedes Lachen erfror und starb dahin. Der Knochenmann war zu einem Polypen geworden, der das ganze Gebäude mit seinen unheimlichen Armen umfaßte.

Einige geräuschvoll auftretende Amerikanerinnen reisten gleich mit dem nächsten Zuge ab.

Übrigens machte der Wirt bald kurzen Prozeß. Um halb zehn Uhr morgens machte er bei William mit weißem Schlips und schwarzen Handschuhen seine Aufwartung, um seine Teilnahme zu bezeugen, ihn aber gleichzeitig höflich die Treppe hinunterzuwerfen.

William unterbrach seinen Wortschwall und sagte: „Der Arzt hat es übernommen, den Sarg zu besorgen. Ich werde heut abend reisen können."

Die Stirn des Hotelbesitzers klärte sich auf, und während er auf die Tür zuging, ertränkte er seine Zufriedenheit in einem Strome teilnehmender Redensarten und Versicherungen. — —

Auf der ganzen Reise war William in dumpfe Apathie versunken, und er kam erst aus dieser Stumpfheit zu sich, als der Zug zwei Tage später sehr früh am Morgen auf dem Perron von Randers einfuhr.

Bei der Laterne standen Nina und Sophie, ganz in Schwarz, und suchten den Bruder an einem der Coupéfenster zu erspähen. Es lag etwas ganz eigentümlich Verfrorenes und Hilfloses über ihnen, wie sie so mutterseelenallein auf dem Perron standen, fröstelnd in ihre großen, schwarzen Schals gewickelt. William schnürte es das Herz zusammen. Sie sahen so bleich im Lichtschein der Laterne aus, und sie standen so dicht beieinander, als ob die eine der andern in ihrer gemeinsamen Hilflosigkeit beistehen wollte. Da erblickten sie den Bruder und eilten ihm entgegen. Nina schlang ihre Arme um seinen Hals, und Sophie klammerte sich an seine Hand.

„Es ist eine schwere Zeit gewesen," sagte Nina und küßte ihn unter Tränen.

Nun kamen bewegte Tage für die Geschwister: das Begräbnis, die gerichtlichen Formalitäten, das Ordnen einer Menge Sachen, die Högs Tod in eine traurige Verwirrung gebracht hatte, die Auktion — kurz, alle jene Ereignisse, welche die großen

Abschnitte von Lebensperioden und Umwälzungen der Verhältnisse nach sich zu ziehen pflegen.

Wie es ja auch natürlich war, wandte man sich hauptsächlich an William; wenn auch noch jung, so war er doch ungewöhnlich vernünftig und reif für sein Alter, und dann war er ja doch der Sohn!

Einen Tag nach dem Begräbnisse saß William allein in Vaters Zimmer — Nina und Sophie waren ausgegangen — und ordnete die hinterlassenen Briefschaften. Alle Schreibtischschubladen standen offen, und er kramte eifrig in den Papieren herum.

Das meiste opferte er den Flammen, nur die Briefe des Ministers und der Mutter wurden geschont. Er sah aufmerksam zu, wie das weiße Papier sich im Feuer zusammenkrümmte, verkohlte und zu Asche zerfiel — und es kam eine eigene apathische milde Traurigkeit über ihn während dieser Arbeit. Manchmal fiel er ganz in Gedanken; mit einem Briefbündel in der Hand saß er lange in sich versunken da; dann raffte er sich wieder auf und warf das Paket ins Feuer.

Und während er so dasaß und langsam nach und nach ein Stück eines vollendeten Lebenslaufes nach dem andern begrub, war es ihm plötzlich, als ob dieses Leben sich merkwürdig weit von ihm entfernte, in unbekannte Fernen hinausglitt und sich zuletzt in einem Nebelschleier verlor, wo er nichts mehr davon festhalten und erkennen konnte ... Und es lag ihm auch nichts daran, dieses entschwindende Leben festzuhalten ...

Ein Geräusch schreckte ihn aus seinem Brüten auf: der Diener kam und meldete, daß Rechtsanwalt Lund da war und den jungen Herrn zu sprechen wünschte.

Herr Lund war ein Freund von Dr. Berg und hatte auf Wunsch der beiden Brüder des Verstorbenen die Regulierung des Nachlasses übernommen.

William erhob sich und bat den Rechtsanwalt, Platz zu nehmen.

„Ihre Herren Onkel haben mich mit dem Ordnen des Nachlasses betraut," sagte Herr Lund, indem er sich — die Hände über seiner Seidenweste, die über einem ziemlichen Embonpoint erglänzte, faltend — bequem zurücklehnte. „Wissen Sie vielleicht Bescheid, wie es mit Ihres Vaters pekuniären Verhältnissen stand?"

„Ganz und gar nicht ... Vater sprach nie mit uns über so etwas ..." „Das kann ich mir denken." Und sich mit seiner fleischigen Hand seinen rötlichen Vollbart streichend, setzte er langsam hinzu: „Ja, viel ist nicht da!"

William schwieg und spielte mechanisch mit einem Papiermesser.

„Die letzten Jahre haben viel gekostet," fuhr der Sachverwalter fort, sich fester in den Sessel setzend, „und großes Vermögen ist ja nie dagewesen ..."

„Ja, es ist ja natürlich viel verbraucht worden," sagte William gedankenvoll.

„Zu viel," entfuhr es Lund. Und mit einem raschen Entschluß, da das Eis nun doch gebrochen war, setzte er hinzu: „Grad' herausgesagt, es ist gar nichts geblieben."

Williams Händen entfiel das Papiermesser, und er bückte sich, um es aufzuheben. Er blieb in gebeugter Stellung sitzen.

„Ihre Schwestern sind ja in der Stiftung eingekauft ... Sie sind leider nicht ... so gut gestellt."

William sah wieder auf. „Nein," sagte er leise, es wurde ihm so eigentümlich kalt ums Herz.

„Aber es kann natürlich etwas aus einem werden, selbst wenn man arm ist."

„Arm" — das Wort traf William, als ob er einen schweren Schlag in den Nacken bekam: „Ja, glücklicherweise," es kam ganz tonlos heraus. „Gut, daß sie die Stiftung haben," fügte er hinzu.

„Und für Sie wollen vorläufig Ihre Onkel sorgen ..."

„Ja, ich kann mir's denken," sagte William ganz mechanisch, der Mann hätte ebensogut chaldäisch zu ihm sprechen können. Er schleppte sich mehr, als er ging, zum Kachelofen und wärmte sich die Hände, die kalt wie Eis geworden waren.

Lund seufzte erleichtert auf. Er war froh, daß der Junge es so ruhig nahm.

„Ihre Schwestern, haben wir gedacht, auf einem Pfarrhof unterzubringen."

„Meinen Schwestern wird es doch nicht an dem Nötigen fehlen?"

„Gott bewahre, und die Rente steigt ja beständig ... Und für Sie dachten wir ... daß Sie es ganz angenehm in Sorö haben würden ... Da ist es auch billig, und Sie würden da bald einen Freiplatz bekommen können ..."

„Ja, dort ist es ganz angenehm ..." William sagte das wie ein Mensch, der aus dem Schlafe spricht. Aber plötzlich hob er den Kopf und versetzte in einem ganz anderen Tone: „In Sorö — das ist mein heißester Wunsch." Die alte Kirche war ihm eingefallen.

Nein, William wußte nicht, was Armut war, aber er lernte es bald. Langsam, aber sicher kam ihm die Erkenntnis, was es sagen wollte, arm zu sein, und dieses Bewußtsein legte sich wie ein kalter, feuchter Nebel um sein Denken. Ihre Ölgemälde wurden verkauft; Johann mußte zum Ersten ziehn; das Essen zu Haus wurde äußerst bescheiden, und seine für die Reise nötige Equipierung ließ man bei einem ganz billigen Schneider machen.

William kam es vor, als wenn ihr Leben ganz und gar von jedem Reiz entkleidet wurde und ihm so öde und nackt entgegenstarrte wie die Wände in ihren Zimmern, von denen man alle Bilder heruntergenommen hatte.

Er fühlte die Armut wie eine Leere, und er wog mit Bitterkeit Stück für Stück, dessen sie ihn beraubte.

Aber auf der andern Seite verstärkte die wachsende Gewißheit, daß sie arm waren, und das Verständnis dessen, was das hieß, jenes Gefühl in ihm, dessen erste Ahnung ihn am Morgen ergriffen hatte, als er mit des Vaters Leiche in Randers anlangte und die Schwestern so verlassen auf dem Perron stehn sah. Der starke Eindruck, den ihre Schwäche und Hilflosigkeit damals auf ihn gemacht, war ihm geblieben und hatte in ihm ein leidenschaftliches Verlangen, zu stützen und zu helfen, wachgerufen. Er sah, daß es für ihn jetzt Pflicht war, stark zu sein, um die neue Aufgabe, die er sich gestellt, ausführen zu können.

Die sonst so tapfere Nina war wirklich im Augenblick ganz gebrochen. Das Verlassen ihres alten Heims, die Trennung von allem, was ihr ganzes, mit ihren Lieben gemeinsames Leben bedeutete, nach all dem schrecklichen Vorangegangenen ging nun über ihre Kräfte und drückte sie ganz zu Boden.

Zum zweiten Male der Wirklichkeit von Angesicht zu Angesicht gegenübergestellt, sah sie William diesmal auf eine ganz andre Weise: Die Wirklichkeit erschien ihm jetzt als ein etwas, mit dem man kämpfen mußte ... So rückte die Abreise immer näher heran.

Den letzten Tag waren die drei Geschwister in der Dämmerstunde zusammen auf dem Kirchhof gewesen, und jetzt saßen sie zum letzten Male vor der Trennung beieinander in Mutters Kabinett um den kleinen Tisch in der Ecke, „Mutters Tisch". Nina konnte vor Bewegung kein Wort herausbringen. Ihren Tee hatten sie schon getrunken, und nun saßen sie alle drei schweigend da, während die Bratäpfel in der Röhre des Kachelofens summten.

Ab und zu sagte einer von ihnen ein paar Worte, ein andrer antwortete — alles in einem so eigen gedämpften, fast feierlichen Tone. Dann herrschte wieder Schweigen.

„Wann wir uns auch wiedersehen werden," sagte Nina traurig.

„Im Sommer," antwortete William. Und Sophie zählte an den Fingern ab, wie viele Monate noch bis dahin waren.

„Fast sieben Monate," rief sie aus.

„Die vergehen rasch," meinte William, um die andern zu trösten, ihm selbst aber kam es vor, als ob dies eine lange, lange Zeit war, die er gar nicht zu Ende denken konnte. „Das ist ja nicht so schlimm!"

„Aber geht's denn nicht zu Weihnachten?" fragte Nina.

„Nein, mein Herz, dazu haben wir — kein Geld."

Und jeder versank wieder in seine Gedanken ...

„Ich habe dies Jahr nichts in meiner Sparbüchse," unterbrach Sophie das Schweigen, „werden wir denn nicht Pastors etwas zu Weihnachten schenken müssen?"

„Ich weiß nicht," sagte Nina und darauf mit leiserer Stimme, das Weinen saß ihr in der Kehle: „Wenn wir nichts haben, so ..."

Sophie stand auf, setzte sich in die dunkle Ecke beim Ofen, und bald darauf hörte man sie in ihr Taschentuch schluchzen.

„Du könntest etwas spielen, Nina, oder eines von Mutters Liedern singen," sagte William.

Nina schritt aufs Klavier zu, und William ging nach der Ofenecke zu Sophie. Dort ließ er sich auf einem kleinen Schemel nieder, nahm die Kleine auf den Schoß und hörte mit geschlossenen Augen zu.

Eine Weile hatte Nina, die Ellenbogen auf die Tasten gestützt, den Kopf in den Händen, sinnend dagesessen, dann präludierte sie und sang:

Der Vogel sitzt ruhig auf seinem Ast
Und schließt die Augen zum Schlummer,
Er träumt, indes der Sturm um ihn rast,
Das macht ihm keinen Kummer.

„Mag der Sturm entwurzeln die Bäume!
Mag kentern er Schiff und Kahn!
Der lichten Küste der Träume
Vermag er doch nicht zu nahn!"

Beim ersten Verse hatte sie ihre Bewegung tapfer verhalten, beim zweiten aber schlug ihre Stimme um, und die letzten Töne kamen nur noch wie ein schwaches Flüstern heraus. Einige Augenblicke sprach keiner von ihnen ein Wort, man hörte nur das leise unterdrückte Schluchzen der drei Geschwister. William stand auf und ging zu Nina hin; ihr das Taschentuch vom Gesichte nehmend, küßte er sie innig. Sophie kniete neben der Schwester nieder und legte ihren Kopf in deren Schoß. So saßen sie lange.

„Es ist so schwer, so schwer," sagte Nina leise. „Morgen haben wir kein Heim mehr."

Unwillkürlich drückte Sophie ihren Kopf fester in der Schwester Schoß, als wollte sie Schutz suchen. William streichelte ihr tröstend die Hand.

„Nein . . ." Er fand keine Worte weiter und schwieg.

Den nächsten Tag reiste er ab. Nina und Sophie standen mit verweinten Augen auf dem Perron, während er sich aus dem Fenster beugte und ihnen zunickte.

Noch eine Weile sah William Ninas hohe, schwarzgekleidete Gestalt, ihr langer Schleier flatterte im Winde.

Da machte der Zug eine Wendung, und sie war seinen Blicken entschwunden. Und wie er so, in eine Ecke gedrückt, auf der harten Holzbank der III. Klasse, die Hände in den Taschen, den Kragen aufgeschlagen, fröstelnd dasaß, fühlte er, daß er nun allein in die weite Welt hinausgehn und kämpfen mußte.

Er war sechzehn Jahr.

Zweites Buch

Erstes Kapitel

William kam es vor, als ob all das Traurige, was er erlebt hatte, schon weit zurücklag, und doch war er erst einen Monat in Sorö. Aber dieser eine Monat war ihm wie eine Ewigkeit vorgekommen. Die Tage kamen und gingen, und ihre friedliche Einförmigkeit fiel gleichsam wie ein sanftes Schneegestöber, das nach und nach alles bedeckt, auf ihn nieder. Es war ein Frieden, der einem Winterschlaf vergleichbar war.

Das Gymnasium gab ihm im Anfange genügend zu tun. Die ersten vierzehn Tage war er sehr fleißig. Er gab sich Mühe, in seinen Aufsätzen einen schönen dänischen Stil zu schreiben, in seinen Übersetzungen ein wirkliches Französisch; er las Tacitus noch privatim und trieb eifrig deutsche Grammatik. Aber nach und nach meinte er, daß doch all diese Anstrengung im Grunde genommen ganz unnütz war, denn er war ja sowieso der Beste in der Klasse, bekam immer Nummer eins, und sicherlich würde er das Abiturientenexamen mit Auszeichnung bestehn. Er hatte die Gabe, viel aus sich zu machen, mit seinen Einfällen zu glänzen, und die Lehrer, die bald sahen, daß er weit entwickelter wie seine Mitschüler war, nahmen seine Schwermut für Tiefe.

Um was es sich ihm vor allen Dingen handelte, das war, ein Ziel zu finden, einmal etwas Großes zu werden — für eine große Aufgabe zu leben! Ja, ein hohes Ziel mußte es sein, grenzenlos wie sein Ehrgeiz, der in seiner Seele wie Feuer brannte. So tief wie sein Geschlecht gefallen war, so hoch sollte es wieder steigen!

In der alten Kirche verbrachte er viele Stunden.

Den ersten Tag hatte er es nicht gewagt, hineinzugehn. Während der Onkel am Morgen, hinter seiner Zeitung begraben, seinen Kaffee trank, schlich er sich sachte hinaus. Er wollte absichtlich nicht sagen, wo er hinging, denn sonst wäre jener am Ende mitgekommen und — nein, er wollte allein sein, ganz allein; es schien ihm, als hätte er es überhaupt kaum herausbringen können, wohin er ging, so wunderlich beklommen war ihm zumute.

Er ging gesenkten Kopfes die Straße hinunter und kämpfte gegen den Sturm; der Überzieher kam ihm zwischen die Beine, er konnte sich kaum vorwärtsarbeiten. Da fiel es ihm plötzlich ein, daß ihn Onkel Hög vom Fenster aus sehen konnte, und so drückte er sich vorsichtig dicht an den Häusern entlang. Er lief über den Marktplatz; der Sturm nahm ihm den Hut vom Kopfe, William hob ihn auf, behielt ihn in der Hand und lief weiter. So erreichte er das Kloster.

Er ging durch die hohe Tür. Wie stark die Mauern waren! Die hatten sie gebaut, seine Ahnen ... Er befühlte die Wände, maß die Wölbungen mit den Augen, Zoll für Zoll, sowohl die Höhe wie die Ausdehnung. Dann ging er in den Klostergarten. Der Wind trieb sein Spiel mit dem welken Laube und ließ es in wirbelndem Kreise um die knorrigen, feuchten Wurzeln tanzen. Wie alt die Bäume waren! Die hatten noch sein Geschlecht gesehn ...

Das Herz wurde ihm weit, er holte tief Atem und füllte sich die Lungen mit dieser kräftigen Luft. Es war ihm, als ob er damit etwas in Besitz nahm, was sein war, etwas, was, von alters her, ihm gehörte. All die düstern Schatten, die das Leben über seine stolzen Träume geworfen hatte, glitten fort und wichen dem Gefühl: Hier stand er im Ruhmesglanz, den die Taten seiner Vorfahren ausstrahlten.

Und bei seiner nervösen Gemütsart beherrschte ihn diese Empfindung ganz und ausschließlich. Er warf alles, was er

gelitten hatte, alle Demütigungen, alle Sorgen auf die Schultern der großen Toten; diese mochten nun alles tragen …

Hier war ihm wohl, hier stand er auf dem Grund und Boden seiner Angehörigen; dies konnte ihm niemand rauben, und hier konnte er sich auch nie allein und verloren fühlen, denn deren Schatten umschwebten ihn.

In jedem Winkel dieses Gebäudes lebten die Erinnerungen an sie und riefen in seinem Geiste nach und nach die lange Geschichte seines ruhmreichen Geschlechtes wach.

Die berühmten Namen, die leuchtenden Werke, die großen Gestalten — er sah sie alle deutlich vor sich …bis in jene Vorzeit zurück, wo sie sich im Dunkel verloren …

Die alte Exzellenz, sein Großvater, tauchte vor ihm auf … der Mutter Erzählungen — — — des Vaters Gestalt — — —

Dann glitten auch sie ins Dunkel, weit fort — —

Nun ließ er seine jetzige lebende Familie Revue passieren. Wer war denn da? Die Onkels — von ihnen war nicht viel zu erwarten, außerdem hatten sie ja auch keine Kinder; Nina? — Sie war ein Weib, also er, er allein. — —

Aber die Sicherheit von vorhin war auf einmal verschwunden, das Licht seiner Begeisterung erloschen, er konnte keinen Punkt finden, an den er sich halten konnte.

Er ballte die Hände zur Faust in der Tasche und kniff die Lippen zusammen. Es kam ihm jetzt vor, als ob es eine körperliche Kraftprobe galt. Aber nein, nein; er mußte können: wenn man nur wollte, so konnte man auch! …

Er schritt die Stufen zur Kapelle hinauf — die Tür stand offen; es war jemand drinnen, der auf der Orgel spielte. Nun sollte er also der Größe seines Geschlechts von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen! Alles stürmte mit einem Male auf ihn ein, seine Träume, die diese Kirche bevölkert hatten, seine Sehnsucht, all die Gedanken, die er diesem Raume geschenkt hatte. Und eine eigentümliche Scheu bemächtigte sich seiner;

mit einem Ruck wandte er sich um — heute wollte er nicht hineingehn, er war es einfach nicht imstande; nein, er mußte Ruhe dazu haben, und Onkel Hög wartete auf ihn. So ging er heim.

Ein paar Tage später schlenderte William, die Bücher unter dem Arm, vom Gymnasium über den Kirchplatz nach Haus. Als er an der Kapelle vorbeikam, sah er die große Pforte offen, die in die Vorhalle führte. Er stieg die Stufen hinauf, öffnete dann die breite Mitteltür, die verschlossen war, aber deren Schlüssel steckte, und sah hinein.

Er wußte selbst nicht, ob er sich die Wölbungen höher, die Säulenreihe länger, den Raum lichter gedacht hatte. Eigentlich hatte er wohl in seinen Träumen keinen andern Raum über die Gräber seiner Väter gebaut als eine große Halle, in der sein Glück sich verlor.

Er betrachtete die lange, bunte Reihe der Schilder und Wappen, die den Mittelgang entlang über die hohen Bogen gemalt waren, Schild bei Schild, Wappen bei Wappen.

Er fing an, die Namen und Wahlsprüche, die mit geschnörkelten Buchstaben aufgemalt waren, zu lesen. Das Todesjahr war daruntergeschrieben, und er sah, daß sich die Namen durch Jahrhunderte erstreckten. Mit jeder neuen Jahreszahl, die er las, schien ihm die Familie an Größe zu gewinnen, es war also kein leerer Traum gewesen, wenn er alle Zeiten mit der Berühmtheit seines Geschlechts bevölkert hatte.

Langsam schritt er die Wand entlang und suchte den Namen des Königsmörders; da fiel sein Blick auf das Wappen des Stammvaters — Herzen, Silberbalken und Lilien auf rotem Schilde — und das des Sohnes und der Enkel. Die Schrift dieser Namen kam ihm etwas größer als die der anderen vor, aber das war ja auch kein Wunder — sie waren ja die Kämpen, die Dänemarks Thron gezimmert hatten!

Beständig, solange Dänemark existierte, so lange würde auch

ihr Andenken leben; die Erinnerung an die Stützen, die eine berühmte Zeit auf ihren Schultern getragen hatten! Sein Herz klopfte, er fühlte, wie das Blut durch seine Adern jagte, und ein wahnsinniger Stolz bemächtigte sich seiner.

Darauf riß er sich los und ging langsam, in tiefen Gedanken, gesenkten Hauptes um den Altar herum. Da stolperte er und erwachte jäh. Das Hindernis, welches ihn beinahe zu Fall gebracht hätte, war ein Leichenstein, in welchen das lebensgroße Bild des Prälaten Johann mit dem Bischofsstabe in der Hand als Relief gehauen war.

Und ohne zu wissen, was er tat, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, sank er ehrfurchtsvoll auf den Stein nieder. Die Hände gegen die Brust gedrückt, den Oberkörper tief gebeugt, blieb er lange in stummer Andacht liegen.

Plötzlich weckten ihn einige abgerissene Akkorde aus seiner Versunkenheit. Er stand auf und stieg hinunter. Der Himmel hatte sich inzwischen umwölkt und ein geheimnisvolles Halbdunkel herrschte in dem hohen Raume. Der Orgelklang tönte gedämpft zu ihm herüber.

Er setzte sich in einen der Kirchenstühle, seine Gedanken brauchten Ruhe. Sie glitten nach und nach in die Töne hinüber, die sie sanft einwiegten.

Nach einer längeren Weile stand er auf und ging nach der Tür zu. Fast gleichzeitig war das Spiel verstummt, und er hörte jemanden die Stufen, die zur Orgel führten, hinabkommen. Er wandte sich um und sah eine Dame auf dem untersten Treppenabsatz stehn.

Warum er eigentlich rot wurde, wußte er selbst nicht, aber er fühlte, wie ihm die Röte bis zu den Haarwurzeln hinaufstieg. Sie nahm langsam eine Lorgnette in die Hand und sah ihn einen Augenblick an, während sie nach dem Ausgang zuschritt.

William betrachtete sie aufmerksam von rückwärts. Das Haar hatte sie ganz hinaufgekämmt, und ihren Nacken umgab eine hohe, schwarze Spitzenrüsche.

Seitdem brachte er viele Stunden in der Kirche zu.

Wenn eine lange, inhaltslose Unterhaltung mit seinen Mitschülern ihn ermüdet hatte, fühlte er besonders das Bedürfnis, sich in seine liebe, alte Kirche zu flüchten; stundenlang konnte er dann, an die Säule von des Stammvaters Grabmal gelehnt, dasitzen und sich seinen Gedanken und Träumen überlassen.

An den Tagen, wo Fräulein Falk dort Orgel spielte, fehlte er nie.

Er hatte es bald herausbekommen, an welchen Tagen Fräulein Falk zur Stadt zu kommen pflegte, und wenn er um 12 Uhr, auf dem Heimweg von der Schule, den ihm wohlbekannten Wagen vor dem Kirchenportal halten sah, lief er schleunigst dahin.

Er setzte sich in seine alte Ecke und lauschte andächtig, aber wenn er glaubte, daß es nun bald zu Ende war, stand er auf und ging nach vorn, um sehn zu können, wenn die Dame die Treppe hinabstieg.

Es war immer dasselbe Spiel: er stand bei der untersten Säule, sie kam die Treppe herab und lächelte — er grüßte ... So ging es einige Zeit hindurch. Wenn William, an den bestimmten Tagen um die Straßenecke drehend, den bekannten Wagen nicht stehen sah, schnürte es ihm das Herz zusammen. Die letzte Stunde an diesen Vormittagen war er immer ganz unaufmerksam und nervös, von einer eigentümlichen Unruhe ergriffen, die nicht mit sich selbst zurechte kommen konnte. — Er setzte sich gewöhnlich auf eine Bank unter den Bäumen und wartete. Kam sie dann nicht, ging er ganz niedergeschlagen nach Haus.

Eines Tages sagte einer seiner Kameraden zu ihm: „Hörst du meine Cousine gern spielen?"

„Deine Cousine?"

„Ja, du rennst ja jeden Mittwoch und Freitag wie besessen in die Kirche . . ."

William wurde verlegen und schlug die Augen nieder. „Ja . . . sehr," murmelte er.

„Kamilla hat dich bemerkt . . . Ja, die hat verteufelt gute Augen."

„Ich wußte nicht, daß es deine Cousine war," sagte William und stand auf. Sie sprachen nicht weiter darüber. Die ersten paar Tage war es William unangenehm, daß die unbekannte Dame ihm nun so gewissermaßen auf den Leib gerückt war; nun war er nicht mehr allein mit seinem Geheimnis, und gerade das war so schön gewesen! Nun war sie Gersons Cousine, und dieser wußte es, und natürlich würden sie in der Klasse darüber reden, und — kurz und gut, das Ganze war eine langweilige Geschichte! Nun war das geheimnisvolle Rendezvous nicht mehr allein sein eigen und auch sein Heiligtum, die Kirche, nicht . . .

William war wütend und ging eine ganze Woche nicht in die Kirche. Aber den nächsten Freitag war er zu dem Resultat gekommen, daß es doch eigentlich lächerlich war, sich durch so etwas abschrecken zu lassen. Gerson hatte gewiß mit seiner Cousine darüber gesprochen, und diese würde ihn auslachen, daß er sich so leicht verjagen ließ. Nein, ein paarmal mußte er nun noch erst recht gerade hingehn und dann auf einmal fortbleiben. Das war das klügste!

Als er eintrat, sah er sie schon bei der Orgel sitzen; er schlich sich leise an seinen gewohnten Platz.

Sie spielte herrlich. Mitunter brauste es durch den Raum und klang wie die jubelnde Anbetung von Volksscharen, die sich in tausendstimmigem Lobgesang erheben, dann wieder starben die Töne gedämpft dahin wie leisestes Flüstern, wie der Atemhauch von den Schatten des Raumes. William zwang

seine Gedanken, den alten Weg zu gehn, aber es nützte nichts. Sie glitten heut, die ganze Zeit über von den Vorvätern weg und streiften ohne irgendwelches bestimmte Ziel oder einen deutlichen Gegenstand vag umher. Er stand ganz unter dem Banne dieser herrlichen Musik; seine Gedanken verwebten sich nach und nach mit den Tönen und suchten auch keinen anderen Inhalt als ihr Spiel.

Zum ersten Male wurde die Musik etwas Selbständiges für ihn, bis dahin war sie ihm nur Begleitung für seine Phantasien gewesen.

Die Töne erzählten ihm nun nicht mehr vom Stolze des Königsmörders und der Größe des Geschlechts, sondern sangen ihre eigene Weise, die er zwar nicht verstand, aber deren eigentümlich erregende Wirkung er spürte.

Endlich hörte sie zu spielen auf, packte ihre Noten zusammen und stieg hinunter. Als er wie gewöhnlich grüßte, lächelte sie heut so lebhaft, daß ihre kleinen weißen Zähne sichtbar wurden, und sagte „Guten Tag."

Am Nachmittag war Gerson bei William zu Besuch. Im Laufe ihrer Unterhaltung sagte er auf einmal: „Na, du warst ja heut wieder in der Kirche ..."

William tat, als ob er ein Buch suchte, um seine Verlegenheit zu verbergen. Als er es endlich gefunden hatte, antwortete er ganz gleichgültig, als ob er beinahe vergessen, was der andre ihn gefragt hatte: „Ja, ich sah deine Cousine heut ..."

„Sie erzählte es," sagte Gerson und lachte, „sie glaubt, du gehst in die Kirche, um bei deinen Vorfahren Andacht abzuhalten — aber du bist doch nicht so verrückt, denke ich."

William fuhr zusammen und wurde rot. Gerson lachte weiter und kniff verschmitzt die Augen zusammen. „Kamilla ist doch anziehender wie die alten Kerls ... sie ist noch immer schön, trotzdem sie schon ein altes Mädchen ist ..."

„Sie spielt ausgezeichnet ..."

Gerson fing nun zu erzählen an: Falks wohnten eine Meile von hier auf dem Lande. Die Tante war tot, und der Alte, seiner Mutter Bruder, ein unausstehlicher Kauz, aber das Gut war herrlich und Kamilla ein brillantes Mädel. „Sie sitzt gern ein bissel dichte ran an einem im Wagen, aber redet dabei drauflos und tut, als ob sie's nicht merkt — weißt du ..."

Gerson kam vom Hundertsten ins Tausendste, und ohne nur nötig zu haben, eine einzige Frage zu tun, wußte William bald von allen Verhältnissen auf Veilgaard haarklein Bescheid. — — —

Nach und nach entwickelte sich zwischen Fräulein Falk und William eine gewisse Vertraulichkeit. Für diesen hatte ihr stets wiederholtes Grüßen tausenderlei Nuancen, und ihr Lächeln, das allen andern immer dasselbe geschienen hätte, stürzte ihn den einen Tag in grenzenlose Verzweiflung und erfüllte ihn den nächsten wieder mit himmelstürmenden Hoffnungen, je nachdem es ihm mehr oder weniger strahlend, mehr oder weniger freundlich vorkam.

Aber all diese wechselnden Gemütsbewegungen, die ihm die Verliebtheit verursachte, wollte er sich selbst nicht eingestehen. Er wehrte sich gegen diese Wendung der Dinge, die ihn nach der Sonnenseite des Lebens führen wollte, die alte Gewohnheit kämpfte gegen das neue Glück, das er fühlte. Seine Schwermut war ja ursprünglich die Frucht allzu frühen Kummers und einer seelischen Erschlaffung, die ihm teils angeboren, teils aus den Verhältnissen seines Lebens hervorgegangen war. Aber nach und nach war sie ihm gerade zur Gewohnheit geworden und — zu einer lieben Gewohnheit. Ebenso wie Menschen, die sich daran gewöhnt haben, in einer halbdunklen Stube mit vorgezogenen Gardinen zu leben — was auf die Dauer ihre Augen verdirbt und schließlich ihre Sehkraft ganz ruiniert — zuletzt volles Tageslicht überhaupt nicht mehr zu ertragen imstande sind, hatte er seine Fenster mit dem Schleier der Schwer-

mut verhüllt, und als nun jetzt das Leben durch den Nebel schien, hatte er nicht übel Lust, die Augen zu schließen ..

Eines Tages verlor Fräulein Falk, als sie die Stufen hinabstieg, ihren Muff, der gerade zu Williams Füßen niederfiel. Sie trug bereits die Noten, Handschuhe und Schirm, und so war es kein Wunder, daß sie nicht dies alles auf einmal in den Händen halten konnte. Er hob ihn auf und reichte ihn dem Fräulein, aber das Herz saß ihm so im Halse, daß er kein Wort herausbringen konnte. Sie dankte, und ehe er wußte, wie es eigentlich zugegangen war, schritten sie draußen, Seite an Seite, die Allee hinunter, er ihre Noten tragend, sie lebhaft plaudernd, mit lachenden Augen, die öfter im Vorbeigleiten die seinen suchten, wobei es ihm jedesmal ganz heiß wurde und sein Herz zu klopfen anfing, als wenn es ihm die Brust sprengen wollte.

Sie sprach über Musik. Ob er die Orgel liebte? — Sie hatte eine tiefe Altstimme, die gleichsam die Worte lange trug und ihnen eine eigentümliche Bedeutung gab, selbst wenn sie ganz gleichgültige Sachen sagte. Sie ging langsam, den Kopf ein wenig geneigt, und den Muff fest gegen die Brust gepreßt.

„Ich bin nicht eigentlich musikalisch, aber hier in Sorö hört man ja nie Musik — und deshalb war ich so unverschämt ..." Er stockte.

Sie fand es sehr natürlich, daß er ihrem Spiel zuhörte: „Sie hatten doch jedenfalls mehr Vergnügen daran wie die Mauern und die toten Gebeine ihrer Vorfahren."

William fühlte, daß er bis zu den Haarwurzeln rot wurde. „Sie irren wirklich ..." sagte er schnell.

„Worin?" antwortete sie und sah ihn voll an.

„Es ist nicht deshalb, daß ich in die Kirche ging ..."

„Weshalb?"

Nein, diesen Blick konnte er nicht aushalten, er sah zu Boden. „Wegen der Vorfahren ..." sagte er verlegen.

„Das würde ich natürlich gefunden haben," sagte sie mit Nachdruck. Es klang eigentümlich tief und ernst.

„Das würden Sie wirklich?" entfuhr es ihm schnell. Er sah sie ganz erfreut an.

Sie sah lächelnd auf. „Also hatte ich doch recht!"

Sie blickte nach dem Portal hin, der Wagen war nicht gekommen. Halb erstaunt, halb mißvergnügt schüttelte sie den Kopf, dann bog sie in eine Seitenallee, nach dem See zu, ein. William blieb an ihrer Seite.

„Ich habe ja keine andere Familie," sagte er nach einer kurzen Pause.

„Und Ihre Schwestern?"

„Ja — ich habe Schwestern, es ist wahr," er sprach langsam und vor sich hin, als ob er in die Luft spräche, „aber deshalb kann man sich doch allein fühlen."

„Das kann ich gut verstehen," sagte sie. Schweigend gingen sie einige Schritte weiter. „Und so ist es mir lieb, daß ich diese wenigstens habe ... diese großen Toten ..." Sie zog die Hand aus dem Muff und glättete das schwarze Fell mit ihrem Handschuh. „Es muß leichter sein, etwas zu werden, wenn man so Jahrhunderte alte Ahnen hat, die auf einen herniederschauen!"

William antwortete nicht; Fräulein Falk fuhr fort, ihren Muff zu glätten. „Und Sie sind ja der Letzte der Familie?" sagte sie, ihn von der Seite ansehend.

„Ja — das Geschlecht ist ausgestorben."

„Welcher Weltschmerz ... Wie alt sind Sie eigentlich?"

William wurde rot. „Sechzehn Jahr." Er versuchte, dies in einem ironischen Tone zu sagen, aber es gelang ihm nicht, die Stimme versagte, und das letzte Wort blieb fast in der Kehle stecken.

„Und schon so bitter gegen die Welt! ... Ja, das ist man manchmal gerade in der frühesten Jugend ..." sie hielt einen Moment inne, dann setzte sie etwas schneller hinzu: „Aber

später findet man dann ein mächtiges Argument, sich wieder mit der Welt auszusöhnen."

„Viele finden es ..."

„Ach ..." sie lachte wieder, „sagen wir, die allermeisten. Man versöhnt sich dann wieder mit dem Schicksal, schon aus dem ganz einfachen Grunde — daß es so langweilig wird, auf die Dauer zu schmollen!"

„Das tue ich nicht."

„Nein, vielleicht ist es nicht das richtige Wort. Sie sind natürlich unglücklich! Aber Scherz beiseite" — sie fing an, schneller zu gehn — „ich weiß, daß Sie viel durchgemacht haben ... aber — viel erleben ist nicht viel leben ... Doch, was verstehen Sie davon!"

William antwortete nicht darauf. Er war noch bei seinem früheren Gedankengange und sagte: „Es ist nicht Weltschmerz bei mir. Unsere Familie ist fertig ..."

„Fertig! ... Doch nur für den Fall, daß Sie nicht von neuem beginnen wollen! Man muß beginnen sagen, denn es wäre ja geradezu dumm und unlogisch, zu glauben, daß man fertig sein kann, ohne überhaupt je begonnen zu haben!"

„Ja, aber was soll ich denn Großes ausrichten?"

Sie lachte auf. „Entschuldigen Sie, daß ich so etwas sage, Herr Høg" — sie betonte das Wort „Herr" etwas stärker — „aber erst sollten Sie vor allen Dingen sehn, ein gutes Examen zu machen!"

William wurde bleich und biß sich in die Lippen. Und als sie, ihn lächelnd ansehend, hinzusetzte: „Sie sind doch wohl nicht böse?" wurde ihm so zumute, daß er am liebsten davongelaufen wäre.

Ganz zusammengefallen ging er weiter neben ihr her, so daß er noch kleiner aussah, als er ohnehin war. Sie war wieder ernst geworden. „Übrigens verstehe ich gut" ... sie hielt inne;

er sah sie stumm fragend an, „daß Sie an den Darwinismus glauben," setzte sie hinzu.

Sie gingen wieder eine Weile still nebeneinander her, jeder seinen Gedanken nachhängend. Sie brach zuerst das Schweigen.

„Und wenn Sie Student geworden sind, was dann?"

„So will ich sehen, Kandidat zu werden."

„Du lieber Gott ... Könnten Sie denn nicht ein bestimmtes Ziel suchen, nach dem Sie streben könnten?"

„Ja, wenn ich ein solches hätte ..."

„Nun reden Sie Unsinn," sagte sie ungeduldig, „wenn man etwas hat, braucht man es doch nicht zu suchen. Aber ich bin überzeugt, Sie tun es auch ... ich meine, Sie lassen Ihrer Phantasie freien Lauf ..."

Sie hielt inne, William ging weiter gesenkten Hauptes neben ihr. „Und wo soll man denn eigentlich suchen?" fragte er in gedämpftem Tone.

„Zum Beispiel in Ihrer Kindheit — in Ihrem ganzen Leben — in Ihren Neigungen ... denken Sie über die Voraussetzungen nach, die Ihnen das Leben gegeben hat ..."

William blieb stehn. Fräulein Falk sah, daß ihre Worte Eindruck gemacht hatten. Und während sie ein leichtes Lächeln hinter ihrem Muff verbarg, sagte sie weiter: „Sie haben immer noch einen großen Vorzug, überhaupt suchen zu können. Wir Frauen können nur warten ..."

„Wie meinen Sie das, Fräulein?"

„Ganz einfach: Wir Damen sitzen unser halbes Leben und warten darauf, glücklich zu werden, und das andre halbe versitzen wir in einem Winkel und trauern darüber, daß wir es nicht geworden sind ..."

Sie bogen jetzt in den Weg, der um den See herumführte, ein. Fräulein Falk trällerte leise vor sich hin. William war es ganz eigentümlich zumute. Er hatte auf einmal so viel zu sagen, wenn er bloß wüßte, wie ...

So fing er plötzlich ganz unvermittelt von seiner Mutter zu sprechen an. Fräulein Falk hörte aufmerksam zu. Sie sagte wenig; nur ab und zu warf sie ein Wort ein oder ermunterte ihn durch ein Nicken oder einen Blick, in seiner Erzählung fortzufahren.

Er wußte selbst nicht recht, was er eigentlich gesagt hatte ... wurde plötzlich verlegen und holte tief Atem. Aber als er sie ansah, um gleichsam schweigend um Verzeihung zu bitten, begegnete er einem eigentümlichen Blicke, der ihn erröten machte. Er war nicht eigentlich freundlich oder mild, aber doch so warm — William konnte ihn lange nicht vergessen.

Fräulein Falk zog die Uhr unter dem Paletot hervor. „Mein Gott, vier," rief sie bestürzt aus. „Jens muß ja wirklich glauben, ich bin verrückt geworden!"

Sie gingen schnell zurück und wechselten nur wenige Worte; aber was sie sagten, kam ganz ungezwungen heraus, wie zwischen alten Bekannten. Ganz dicht nebeneinander hergehend, kamen sie an das Kirchenportal.

Jens kam fast gleichzeitig an.

Das Fräulein fragte heftig, wo er denn geblieben war, und als er darauf ganz ruhig antwortete, daß sie ihn ja erst auf „vier" bestellt hatte, wurde sie ein wenig verlegen und errötete unter ihrem Schleier.

William stand mit dem Muff an der Wagentür. „Adieu — auf Wiedersehn!" sagte sie und lehnte sich in den Wagen zurück.

„Ihren Muff!"

„Ach ja, den hätte ich beinahe vergessen!" Sie beugte sich aus dem Fenster und griff danach, während ihre Augen die seinen trafen. Dann ließ sie sich mit einem stillen Lächeln wieder in die Wagenkissen zurückfallen.

Von diesem Tage an waren sie viel zusammen.

Es kam nun selten vor, daß Camilla Orgel spielte; meist erklärte sie, nicht aufgelegt zu sein, und so machten sie nun dafür

gewöhnlich an diesen Tagen lange Spaziergänge in der am See sich hinziehenden Allee. Meist war es William allein, der sprach. Er erzählte ihr alles.

Trotzdem er ja eigentlich nichts erlebte, hatte er ihr dennoch täglich immer sehr viel zu erzählen. Der bunte, verworrene Strom seiner Rede — den sie mit einem Wort steuerte, mit einem Lächeln weiterleitete, — in welchem lange Erzählungen, weitschweifige jugendliche Deklamationen mit kurzen, leidenschaftlichen Ausbrüchen wechselten, spülte tausend seltsame Bruchstücke ungeborener Träume von Verlangen, von Sehnsucht und frühzeitiger Lebensmüdigkeit ans Land, das ganze wilde Chaos von Gedanken, Empfindungen, Begierden und Ahnungen, das in der ersten Jugend uns Herz und Hirn füllt, in uns gärt und wühlt.

Sie nahm diese Geständnisse und Ergüsse eines jungen, leidenschaftlichen Herzens schweigend entgegen. Mit leicht geneigtem Kopfe, lächelnd, so daß die kleinen, spitzen Zähne zum Vorschein kamen, ging sie, aufmerksam lauschend, neben ihm einher. Sie hörte ihm gern zu; denn was er sagte, war so eigentümlich, so etwas ganz neues für sie, und sie hatte doch viel gesehn und ihr gut Teil erlebt!

Sie war vor mehreren Jahren längere Zeit verlobt gewesen, aber eines Tages ging die Verlobung auseinander, und sie reiste ganz plötzlich fort. Es ruhte ein Schleier darüber, und natürlich wurde so manches geflüstert und getuschelt. So viel war jedenfalls daran wahr, daß während der Verlobungszeit ein Maler bei Falks zu Besuch gewesen war, der Kamillas Porträt gemalt hatte, und dann die zweite Tatsache, daß sie über ein Jahr auf ihrer Reise blieb!

Als sie zurückkam, war man erstaunt, sie schöner zu finden. Ihre hohe Gestalt hatte etwas Junonisches bekommen, und wie um das Geschwätz dadurch verstummen zu machen, trat sie sicherer und selbstbewußter auf als früher...

Seit damals war nun eine geraume Zeit verflossen, aber trotz ihrer Schönheit und trotz des Reichtums ihres Vaters blieb Kamilla auf Veilgaard sitzen.

... Dann waren ihre Vettern Gerson als Gymnasiasten nach Sorö gekommen, und wie es sich von selbst verstand, verbrachten sie ihre Sonntage und die kürzeren Ferien bei dem Onkel auf Veilgaard. Kamilla behandelte die Cousins als Knaben — sie war ja auch zehn Jahr älter als sie — doch schien sie einigen von deren Mitschülern, die zuweilen mit eingeladen waren, eine gewisse Aufmerksamkeit zu schenken.

Und nach und nach fand sie die Kameraden ihrer Vettern immer netter und netter. So wie sie sich jetzt Williams bemächtigte, hatte sie es vorher mit verschiedenen anderen getan, und das Spiel mit dem ersten sehnsuchtsbangen Herzklopfen dieser jungen Seelen war nun bei Fräulein Kamilla rein zum Sport geworden ...

... Manchmal, wenn sie so zusammen längs des Sees wandelten und er zu ihr in überströmenden Worten sprach, die wie schmachtende Liebesgedichte, wie um Minne flehende Lieder klangen, wie furchtsame Hymnen eines Jünglings, der es noch nicht gewagt hat, den Gürtel der Liebesgöttin zu lösen, sondern ahnungsvoll deren Schönheit besingt — konnte er sie plötzlich mit einem derartigen Blicke ansehen, daß sie ganz verwirrt und verlegen die Augen niederschlug. Manchmal war er ganz das liebebedürftige, hingebende Kind; dann zuweilen wieder machten ihn seine Theorien zu dem wissenden Manne, der es vermag, aus einem unfruchtbaren Liebesspiel fast dieselben Genüsse zu ziehen wie aus einem wirklichen Liebesverhältnis. Zu andrer Zeit wieder überfiel ihn eine leidenschaftliche Unbändigkeit, die alles das erreichen wollte, was seinem Wissen nach die Liebe nur irgend schenken konnte; und wieder ein andermal fühlte er sich grenzenlos müde, und es schien ihm, als ob er mit allem fertig war, auch mit diesem ...

Dieses Zusammengesetzte einander oft widersprechender Gefühle war es, was Kamilla nicht verstehen konnte und beständig immer eifriger zu verstehen suchte.

... Sie saßen in der Kirche. Sie spielte gedämpft, einschmeichelnd, wehmütig. Er hatte sich gleich, als sie kam, an die Orgel gesetzt und schweigend die Register geordnet, kaum daß sie ein paar Worte miteinander gewechselt hatten. William sah sie von der Seite an; sie saß aufrecht und gerade da, während sie mit fast geschlossenen Augen spielte.

Es war ein Adagio.

William saß ganz still, ohne sich zu rühren, den Kopf auf die Hände gestützt, die Ellbogen auf den Knien, und wandte keinen Blick von ihr.

„Waren Sie in den letzten Tagen böse auf mich?" fragte sie, das Schweigen unterbrechend, dabei ruhig weiterspielend.

„Warum sollte ich wohl böse gewesen sein?"

„Das weiß ich selbst nicht ..." ihre Finger glitten über die Tasten der tiefen Töne — „aber es hat mich traurig gemacht."

Er schwieg, während er sie weiter anstarrte.

„Sie wissen doch, daß ich Ihre Freundin bin ... es gut mit Ihnen meine," sagte sie warm und wandte den Kopf halb herum.

Der Ton, in welchem sie dies sagte, ergriff ihn; er fühlte sein Herz schneller schlagen und stand auf.

„Sein Sie auch ein bißchen gut zu mir," flüsterte sie, während sie ganz leise spielte, „ich bin wirklich so einsam, so ... liebebedürftig!"

Er wußte nicht, was er antworten sollte; plötzlich traten ihm Tränen in die Augen.

Es war wohl ihr schmelzendes Spiel, das ihn so rührte — die Töne klangen fast wie Seufzer.

„Glauben Sie, daß ich glücklich bin?" sagte sie gedämpft eine Weile darauf.

„Wer ist denn überhaupt glücklich?" sagte er, sich vorbeugend. Seine Wange berührte ihr Haar. Plötzlich aber fuhr er zusammen, man hörte eine Seitentür klappern.

Auch sie erschrak, spielte aber ruhig weiter. Er stand hinter ihr, und sein Atem streifte ihren Hals, der sich leuchtend weiß von dem dunklen Kragen abhob.

„Und im Sommer werden Sie natürlich fortreisen und mich vergessen ..." sagte sie wehmütig.

Er konnte vor Erregung kein Wort hervorbringen und umklammerte krampfhaft den Rücken ihres Stuhles, so daß er ihren Mantel berührte.

„So geht es immer ... immer ..." Die Orgeltöne stöhnten förmlich unter ihren Händen, „immer ..."

Er trat einen Schritt vor. Sie ließ die Tasten los und sah zu ihm auf. Er war ganz bleich geworden und hatte Tränen in den Augen.

„Warum wollen Sie mich zum Narren machen?" sagte er gequält. Die Worte klangen wie halberstickte Ausrufe, man hörte ihren Widerhall oben im Chore ... „Das ist Sünde, Sünde von Ihnen ..."

Sie unterdrückte ein flüchtiges Lächeln, und während sie sich zu ihm beugte, sagte sie mit sanfter, weicher Stimme: „Ich halte Sie nicht zum Narren, Hög, ich habe Sie — — — lieb." Ein warmer Blick ihrer großen Augen traf ihn, als wollte sie ihm die Seele aus dem Leibe trinken.

Er preßte ihr Handgelenk, daß es sie schmerzte. „Sie tun mir weh!" rief sie und riß ihre Hand los.

„Warum sind Sie da so zu mir?" fragte er ganz leise.

Sie lächelte schwach und schüttelte den Kopf. Dann fing sie wieder zu spielen an.

Er nahm seine frühere Stellung wieder ein, den Kopf in die Hände gestützt, ganz wie vorher, und sah sie unverwandt an. Wenn sie sich zur Seite wandte, begegnete

sie diesen brennenden schwarzen Augen, deren glühende Blicke sie verzehrten.

„Warum spielen Sie nicht mehr weiter?"

Sie schüttelte den Kopf. Es kam ihm vor, als ob sie weinte.

Nun konnte er nicht länger an sich halten, es stürmte in ihm. Mit einem Ruck schob er den Schemel zur Seite, stürzte zu ihren Füßen nieder und legte den Kopf in ihren Schoß. Sie stieß einen halberstickten Schrei aus und versuchte, seinen Kopf in die Höhe zu heben.

„Warum sind Sie unglücklich?" fragte er und sah ihr in das von Tränen überströmte Gesicht.

Sie streichelte sein Haar und beugte ihr Antlitz zu dem seinen nieder. Es war, als ob ein ihnen gemeinsamer Durst ihre Lippen zusammentrieb.

Keiner von beiden sprach. Die Kirche lag in stiller Ruhe da; sie hörten nur ihre Atemzüge, die kurz und stoßweise gingen. Von seinem Haare ging sie über, die Wangen zu streicheln. Dabei lächelte sie zärtlich, und das Lächeln steckte an. Aber plötzlich schob sie ihn von sich und sprang auf.

„Wir sehen uns wohl Freitag wieder." Der Küster war hinter der Orgel aufgetaucht. Die Stimme klang auf einmal ganz verändert; sie sprach wieder in ihrer gewöhnlichen Art und Weise, aber sie lächelte weiter, und ihre Augen ruhten ineinander.

Am Freitag darauf bekam William, ehe er zum Gymnasium ging, einen Brief von Damenhand. Er war von Kamilla und lautete:

„Ich komme morgen nicht zur Stadt. Vater ist nicht ganz wohl, und ich finde es richtiger, zu Haus zu bleiben. Dagegen darf ich Sie wohl als alte Freundin auf Ehre und Gewissen fragen, ob Sie sich nicht gar zu sehr langweilen würden, wenn Sie die Osterferien bei uns verlebten? Wir

bitten Sie, wenn Sie glauben, es hier draußen bei uns aushalten zu können, mit meinem Vetter am Dienstag herauszukommen und vorliebzunehmen. Ihr Kommen würde uns sehr erfreuen.

Ihre alte Freundin
Kamilla Falk."

Am folgenden Dienstag zogen William und Gerson gen Veilgaard. Sie kamen da um fünf Uhr, gerade zum Mittagessen an und gingen gleich, nachdem sie sich ein bischen zurechtgemacht hatten, in den Speisesaal hinunter.

Der Hausherr, ein alter, gebeugter Mann, ging mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf und nieder. Der Diener stand beim Büfett und wartete.

William hatte das Gefühl, als ob ihm etwas Heimatliches aus diesem lichten Saale entgegenschlug, und als ob er schon einmal früher dagewesen war.

Herr Falk grüßte nachlässig. Seine Tochter käme gleich, sagte er, und ging weiter auf und ab.

Da ging auch die Seitentür, und Kamilla trat ein. Sie reichte den Gästen die Hand und hieß sie willkommen. Darauf bat sie diese, zu Tisch zu kommen, nahm selbst Platz und fing eifrig an, sich mit dem Vater zu unterhalten. William sah sie kaum an. Er suchte ihren Blick zu fangen, aber es glückte ihm nicht.

Späterhin wurde sie still, und Gerson führte die Unterhaltung. Er gab einige Schulgeschichten zum besten, z. B. daß sie den englischen Lehrer mit kleinen Papierkugeln beworfen hatten, von denen dann viele in seinem Haar hängengeblieben waren.

William mochte diese Art Geschichten nicht und sagte, ganz irritiert, heftig zu Gerson: „So etwas erzählt man doch nicht!"

„Na, warum denn nicht?" antwortete dieser. „Du bist ja selber der Ärgste."

„Was?“ rief Kamilla erstaunt, „und ich glaubte, daß Herr Hög Melancholiker ist!“

„Ach jeh, das ist er ja auch,“ rief Gerson aus. „Du hättest bloß hören sollen, was für'n Gedicht er gestern in der Klasse vorlas!“

„Aber, Gerson! ...“

„So, Herr Hög macht Gedichte — und wovon handeln diese, wenn man fragen darf?“ sagte das Fräulein lachend.

„Pph“ — Gerson schleckte eifrig die Kompottsauce mit einem Löffel aus — „natürlich von Liebe ...“

„Von unglücklicher?“ Sie sah William an, und ihre Blicke trafen sich zum ersten Male.

„Ja, rein um sich zu erschießen,“ sagte Gerson, weiter seine Sauce schlürfend.

William war glühend rot geworden, er bearbeitete unnötig lange sein Stück Roastbeef, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„Sie haben gewiß ein schlechtes Stück bekommen,“ sagte Kamilla teilnahmsvoll zu ihm. Darauf wandte sie sich zum Diener: „Ach, Petersen, geben Sie doch Herrn Hög ...“ darauf lächelnd: „Sie wollen nicht?“

„Übrigens ist das sein erstes Gedicht,“ setzte Gerson fort und sah lachend von seinem Teller auf, „also muß er erst in allerjüngster Zeit eine Muse bekommen haben!“

Kamilla lachte herzlich. Der Diener reichte Obst herum.

„Spendierst du heut keinen Champagner, Onkel?“ sagte Gerson. „'s ist das erstemal, daß ein Hög bei dir zu Gaste ist!“

Nach Tisch spielten Herr Falk und Gerson im Wohnzimmer „Piquet“, während sich Kamilla und William in eine Art Galerie, die an den Speisesaal stieß, begaben. Diese war vermittelst einer Menge von Palmen, Lorbeerbäumen und großen Farnkräutern zu einem Wintergarten umgewandelt worden. In der einen Ecke hatte man eine Laube aus Gitterwerk arran=

giert, die ganz mit Efeu bewachsen war, und vor deren Eingang ein mächtiger Lorbeerbaum stand, der sie ganz verdeckte.

„Wir wollen uns in die Hütte setzen," sagte Camilla.

Sie ging ihm voran und setzte sich auf die Grasbank. Es war dunkel in der Laube, und William meinte, daß er sie kaum erkennen konnte.

„Ist das Heliotrop?" fragte er, den starken Geruch tief einatmend.

„Ja. Die ganze Treppe hier hinter uns ist voller Heliotrop. Es ist meine Lieblingsblume." Sie rückte ein wenig zur Seite. „Aber setzen Sie sich doch ... Hier ist ja Platz genug!"

Er setzte sich neben sie. Beide schwiegen; man hörte nur das leise Plätschern des kleinen Springbrunnens in der andern Ecke des Raumes.

„Das ist die Hütte, von der ich Ihnen erzählte ..."

„Ich hatte auch eine Art Hütte zu Hause, mit roten Gardinen ... auf dem Boden oben," erzählte er, um doch etwas zu sagen. Er fürchtete das Schweigen instinktmäßig.

Sie erwiderte nichts. Er sah im Halbdunkel, wie sie eine Heliotropblüte pflückte und diese dann im Munde hielt, während sie tief atmete.

„Das ist so wundervoll," sagte sie, „versuchen Sie's einmal. Man hat auf diese Weise den Geschmack der Blumen."

Er pflückte mechanisch eine Blüte. „Ja," sagte er, den Duft der Pflanze einsaugend, „es ist herrlich." Dann war es wieder still.

Kamilla neigte den Kopf und faltete die Hände über ihren Knieen.

„Wir waren Mittwoch doch ein paar große Kinder," sagte sie leise.

„Ja ..."

„Und Sie haben darüber ein Gedicht gemacht?"

„Warum haben Sie vorhin gelacht?" — er beugte sich ein wenig näher zu ihr heran und sagte darauf leiser: „Sie wußten ja gut ..."

„Kann ich nicht das Gedicht zu lesen bekommen?“

„Um sich darüber lustig zu machen?“

„Nein ... Hög ...“ Sie atmete tief auf, es klang wie ein Seufzer.

„Deklamieren Sie etwas, ein Gedicht, ja? ... bitte, bitte ..“

„Ich kann nur eins auswendig ...“

„Was ist es?“

„Der Monolog aus ‚Ninon‘ ...“

„Aber das ist ja herrlich ... Hertz ist einer meiner Lieblingsdichter!“ William saß anfangs gebückt, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, da. Ganz beklommen, fing er leise zu deklamieren an. Er mußte zuerst jedes Wort fast mit Gewalt hervorzwingen; aber nach und nach wurde seine Stimme weicher und weicher, und die melodischen Verse mit ihrem Gepräge schmerzlicher Schwermut flossen wie ein murmelnder Strom dahin.

Sie öffnete die Augen und sah ihn lange an. Darauf schloß sie sie wieder und überließ sich dem Zauber. Er war im Laufe des Vortrags aufgestanden. Und als ob sich die eingedämmten Wogen der Erregung aus seiner Brust Luft machen wollten — der Unterstrom von Schmerz gab seiner Stimme einen Klang von verhaltenen Tränen — stieß er leidenschaftlich die Worte hervor:

„Gleichmäßig? Nein, gleichmäßig kannst du nimmer schlagen,
Du, mein unruhiges, mein heißes Herze!
Und wie der Sterne Feuer ewig brennt und nie erlischt —
So ihr nicht, meine trunk'nen, himmelstürmenden Gedanken! —“

Es klang wie eine schmerzliche Klage. Er preßte die Hand gegen die Stirn, und die Stimme immer lauter steigernd, schrie er fast:

„Und um mein Herze tobt ein aufgeregtes Meer,
Ein reißend wilder Strom von heißen, dunklen Wünschen,
Und Stimmen rufen — —“

Bei den letzten Worten fiel sein Kopf plötzlich tief auf die Brust, und er preßte die Hand gegen den Mund, wie um den Schrei zu ersticken, der sich seinen Lippen entringen wollte.

Eine Weile hielt er inne, um seiner Bewegung Herr zu werden, und setzte sich wie erschöpft nieder, dann begann er wieder von neuem zu rezitieren. Sie hörte nichts. Seine Stimme glitt in ihre Träume wie eine ferne Musik über, wie sanfte Tonwellen, zu denen sie selbst den Text verfaßte.

Sie wußte nur, daß es Liebe war, wovon er sang ....

Der Springbrunnen plätscherte leise; von der Bank neben ihr klang ersticktes Weinen an ihr Ohr. Da beugte sie sich nieder, und während sie seinen Kopf mit beiden Händen sanft aufrichtete, flüsterte sie zärtlich:

„Hast du so viel gelitten?"

— — — — Und ihre Lippen trafen sich in einem langen Kusse ...

— — William konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Am Abend hatte Gerson, als sie sich auskleideten, in einem fort geplaudert, während William nur immer „ja" oder „nein" sagte, ohne auch nur ein Wort von dem zu hören, was dieser erzählte. Er ging unaufhörlich im Zimmer auf und ab, trällerte und summte vor sich hin, ohne zur Ruhe kommen zu können.

Er hatte Lust, laut aufzuschreien vor Freude, Stolz und Triumph, sein Glück hinauszurufen oder wenigstens doch es einem menschlichen Wesen zu erzählen, um sich von all dem Jubel zu befreien, der seine Brust erfüllte und ihn fast zu ersticken drohte.

„Das ist ja eine Teufelssingerei," sagte Gerson und löschte das eine Licht aus, „seit wann bist du denn bei der Oper?"

William kleidete sich endlich aus und ging zu Bett. Er wickelte sich ganz und gar in seine Bettdecke ein, auch den Kopf, lag so ganz bewegungslos da und flüsterte mit sich selbst. Es schien ihm, als ob alles sang — in ihm und rings um ihn herum.

Bald darauf hörte er Gerson schnarchen. Da setzte er sich auf, sah sich träumerisch im Zimmer um, und die Hände unter der Decke auf seinen Knien faltend, fing er an, den Monolog aus „Ninon" zu deklamieren.

Dieses plötzliche Glück hielt sich noch die ganze nächste Zeit über auf seiner Höhe; es war, als ob die Handlung, die durch dieses Liebesverhältnis in sein Leben kam, seine ungesunden jugendlichen Träumereien in die Flucht jagte, und als ob er durch diese Krisis aus einem Winterschlaf erwacht war.

Vetter Gerson ahnte ebensowenig etwas von dem wahren Sachverhalt wie Herr Falk oder sonst irgend jemand.

So blieben die Liebenden allein.

Wunderlich genug sprachen sie meist von der Zukunft.

Kamilla schien es, als sei sie von der Vorsehung zu der Mission ausersehen, dieses stolze Geschlecht wiederaufzurichten, und wenn sie, während sie zusammen dahinschlenderten, in plötzlichem Liebesdurst die Arme um seinen Hals schlang und den erbebenden Jüngling mit heißen versprechenden Blicken und zärtlichen Liebkosungen an sich drückte, kam es ihr vor, als ob sie einen Ritter, der hinauszog ein heiliges Werk zu vollbringen, zum Kampf des Lebens weihte.

Und diese echt weibliche Begeisterung für die Zukunft dieses Jünglings, der in ihren Armen bebte, ließ sie vergessen, daß sie ja selbst auf dem Steg zurückblieb, während William in ihren Träumen stets blumengeschmückt allein im Boot durch das Meer der Zukunft der Morgenröte und dem Glücke entgegensteuerte. Und auch er schien nicht daran zu denken, denn in ihren kühnen Projekten war ja stets nur vom Hinausziehen die Rede, nie vom Wiederkehren!

Mitunter verbrachten sie den größten Teil des Tages in der Efeulaube des Wintergartens. Dieser Ort war gleichsam mit ihrer Liebe verwachsen. Der Duft des Heliotrops, die Grasbank, auf welcher sie den Rausch des ersten Liebesglücks genossen

hatten, die hohen Pflanzen, an die sie sich gelehnt — alles sprach ihnen von den süßen Augenblicken des ersten Nehmens und Gebens.

Hier sprachen sie stets gedämpft und flüsternd; hier waren sie oft Arm in Arm und betrachteten einander mit jenem stummen Lächeln, das zu gleicher Zeit eine Erinnerung und eine Verheißung war.

Er sprach von jenem ersten Mal, wo sie in der Kirche seinen Gruß erwidert. Sie hatte dabei so eigentümlich gelächelt. Ob sie schon damals angefangen hatte, ihn zu lieben?

Sie antwortete nicht, sondern lächelte von neuem und küßte ihn. Das erste, was er an ihr gesehen, war ihr Nacken, er hatte ihn durch die schwarze Spitzenrüsche leuchten sehn! — Und das erste, was sie an ihm geseh'n, waren seine Augen gewesen! Sie hatte dabei gedacht, daß es doch zu merkwürdig war, solch dreißigjährige Augen in das Gesicht eines Sechzehnjährigen zu setzen. Manchmal lasen sie auch laut zusammen.

So war ihnen auch eines Tages „Tartüffe" in die Hände gekommen.

William las nun die Auftritte Tartüffes mit Elmire vor.

Und die Luft in diesem Raume, die Erinnerungen, die ihn bevölkerten, die Stimmen, die William von den süßen Stunden in dieser duftgeschwängerten Hütte sprachen — alles das gab diesem liebeskranken Heuchler Farbe und wurde für Kamilla zu einem berauschenden Bilde. Andachtsvoll lauschte sie den Worten des Dichters, die ihr wie eine wunderbare Liebeshymne klangen.

Als William geendet hatte, nahm sie die Hände von den Augen, sah ihn lange an, dann sagte sie einfach:

„Warum willst du nicht Schauspieler werden?"

Er rührte sich nicht, sah sie ganz starr an, errötete und schwieg.

Sie blätterte eine Weile mechanisch in dem Buche; es war nicht weiter die Rede davon. Aber den Rest des Tages waren beide zerstreut und schweigsam. Und am nächsten Morgen reisten Gerson und William nach Sorö zurück.

Ein paar Tage später verkündete der Gymnasialdirektor, daß sich die oberste Klasse nach Schulschluß im Lehrerzimmer versammeln sollte. Man forschte in seinem Gewissen nach irgendwelchen besonders schwarzen Flecken und sah gespannt der Mitteilung des Direktors entgegen.

„Es ist nichts Schlimmes," sagte dieser beim Hereinkommen und sah — die Hände über dem Bauch gefaltet — lächelnd von einem zum andern. „Ihr seid wohl sehr ängstlich gewesen, daß irgendein Unglück passiert ist, was, Høg?"

„Nein, nicht gerade das, aber ..."

„Aber es ist im Gegenteil eher etwas Angenehmes ..." Der Direktor sprach möglichst langsam, die Zeigefinger spielend umeinander gleiten lassend, während er die etwas rötliche Nase fast in Williams Gesicht steckte. „Im Gegenteil ... etwas sehr ... Erfreuliches!"

Endlich kam es heraus, daß ein berühmter Schauspieler von Kopenhagen eine Wohltätigkeitsvorstellung auf dem Soröer Theater arrangieren wollte und sich dazu für die Besetzung der Nebenrollen den Beistand der Primaner ausbat.

Fünf Minuten später wußte die ganze Stadt, daß der berühmte X. nach Sorö kam, um eine seiner Glanzrollen zu spielen, daß die Prima ihm assistieren sollte und William Høg die zweitgrößte Rolle spielen würde. Seit lange war der Ort nicht in einer solchen Aufregung gewesen.

Die Gymnasiasten waren die nächsten acht Tage ganz aus dem Häuschen.

In den Freistunden herrschte ein Höllenlärm, und während der Unterrichtsstunden hörte man ein beständiges Flüstern. Am Abend wurde geprobt.

William war der einzige Ruhige in diesem Schwarm. Aber am Sonntag zog Vetter Gerson allein nach Veilgaard.

Zweites Kapitel

William stand wie betäubt da und stützte sich gegen die Kulissen. Mitunter hielt er sich einen Moment die Hand vor die Augen: es war ihm, als ob alles um ihn herum zu tanzen anfing.

Der große Schauspieler war schon da. Ein Lehrer, der als „Instrukteur" fungierte, las dessen Rolle vor, weil der Mime erst vom Zuschauerraum sehen wollte, wie die Sache ging. Dort saß er nun mit dem Direktor, sagten die Jungens; William selbst hatte ihn nicht gesehn. Er stand die ganze Zeit, ohne sich zu rühren, bei der ersten Kulisse und sagte immerfort seine Rolle auf, ganz mechanisch, aber mit wechselndem Tonfall. Dazwischen ertappte er sich dabei, daß er etwas verkehrt sagte, worauf er wieder mit nervöser Hast von vorn anfing; die Worte überstürzten sich förmlich.

Auf der Bühne wurde gesprochen — es kam ihm wie ein verworrenes Durcheinander vor, dessen Worte er nicht faßte; einmal dazwischen hörte er ein Geräusch vom Fußboden neben sich her; er fuhr erschrocken zusammen und faßte nach der Kulisse, um nicht umzufallen.

Seine Hände waren ganz feucht, und er zitterte wie im Fieber.

Nein, so ging es nicht weiter; er wollte sich zusammennehmen und hören, was auf der Bühne vorging. Er lauschte — Gerson sagte gerade seine Replik — aber es war ihm nicht möglich, den Sinn zu fassen, er konnte seine Gedanken nicht zusammenhalten; bald mußte er an Camilla denken, an die Laube, dann wieder an den fremden Künstler, und wie er vor ihm bestehen würde. Aber nichts war ihm richtig klar ...

Wie er dann plötzlich auf die Bühne gekommen war, wußte er selbst nicht; der Boden vor ihm war auf einmal abgrundtief gesunken, dann wieder wie eine Welle in die Höhe gestiegen, und

ihm selbst war es gewesen, als hätte er einen Anlauf genommen, um über „das schwarze Pferd“ zu springen; er hatte einen tüchtigen kolossalen Sprung getan, und nun stand er da!

Gerson gab ihm das Stichwort. Er hörte es wie inmitten eines starken Getümmels, bewegte den Kopf wackelnd hin und her, starrte in ein großes Dunkel und hatte das Gefühl, als müßte er die ersten Worte förmlich aus der Kehle herausziehen, so trocken und zusammengeschnürt war diese.

Da auf einmal sah er den großen Mimen aus dem Dunkel des Raumes hervortreten — — — er starrte einen Augenblick ganz erschreckt in dessen Antlitz, preßte den Arm gegen seine Brust, und mit einer furchtbaren Anstrengung hob er die Stimme. Er glaubte, daß die ersten Worte wie heiseres Schreien herauskommen würden — aber nein, der Ton seiner Stimme klang klar, weich und wohllautend, so daß er selbst geradezu von dessen Schönheit betroffen wurde. Wie ein Blitz traf ihn diese Erkenntnis und durchdrang sein ganzes Wesen mit einem jubelnden Siegesbewußtsein.

Da fiel sein Blick auf das Gesicht des Künstlers. Dieser hatte sich erhoben und war, während William deklamierte, immer näher herangekommen. William sah unter seinem Vortrage beständig das zufriedene Lächeln auf den Lippen des Schauspielers, und wie dieser immer näher und immer näher herankam, gleichsam, als ob er ihn mit seiner Stimme leitete — — — Er hörte seine eigenen Worte weit, weit fort, wie einen fernen, sein Ohr berauschenden Wohlklang dahinsterben ... und plötzlich war es ihm, als spräche er verwirrtes Zeug, und er sah alles unklar — wie durch einen Nebel. Aber den Klang seiner Stimme hörte er ...

Und der Künstler kam näher und näher. Er lachte und sah vergnügt aus, und zuletzt schien es William, als ob der ganze Raum nur ein Gesicht war ... und das war der Fremde, welcher lachte, lachte ...

Dann stand er wieder hinter den Kulissen. Und die Kameraden summten um ihn herum; aber er hörte nicht, was sie sagten. Er preßte beide Hände gegen die Brust und kämpfte mit einer starken Atemnot, die ihn zu ersticken drohte...

Er wußte nur eins — aber das war genug — daß er nun ein Ziel hatte... daß er gesiegt...

So stieß er die Plaudernden zur Seite, brach sich Bahn und stürzte hinaus. Er sah weder, noch dachte er; er wollte nur hinaus ins Freie, um seinem Jubel Luft zu machen. Hier war es zu eng geworden.

Er lief durch den Vorsaal und gerade dem Künstler in die Arme.

„Sie haben es aber verdammt eilig!" sagte dieser. „Bleiben Sie noch einen Augenblick."

William stammelte ein paar unverständliche Worte. Der andre führte ihn am Arm zum Fenster hin, stellte ihn gegen das Licht und betrachtete ihn aufmerksam.

„Gut!" sagte er dann und ließ ihn los.

William blieb verdutzt stehen.

„Sie werden doch gewiß Schauspieler werden?" —

Wie ein Besessener rannte William unten am See hin und her. Er trällerte, jubelte und sang. Er rief laut in den Sturm hinaus, der seine Worte hinwegfegte; er deklamierte und schrie. Sein Glück drängte nach Ausdruck, es waren unzusammenhängende, leidenschaftliche Ausrufe, unartikulierte Laute — aber schreien mußte er!

Viktoria, Viktoria — er hatte gesiegt! Alles, alles, was er erlebt hatte, stürmte in dieser Stunde auf ihn ein, und unumstößlich kam es ihm nun zum Bewußtsein, daß dies alles auf das eine Ziel hinwies. Was er durchgemacht, was er gelitten, war nur der Durchgangsweg zu diesem einen, seiner großen Aufgabe gewesen, und es war ihm unbegreiflich, wie er bis dahin so blind gewesen sein konnte, dies nicht gesehen zu haben!

Er hatte daheim in dem großen Hofe König gespielt mit einer Flagge als Königsmantel; er hatte von großen Helden gelesen und gelesen, nun wollte er es ihnen nachtun; er hatte davon geträumt, eine Welt zu seinen Füßen zu sehn, nun wollte er sie auf diesem Wege erobern. Wie hatte er doch nur so blind sein können?

Alles hatte ihn nur zu dem hingeführt, was nun gekommen war!

Sein Verhältnis zu Kamilla? Das lag nun so fern, so weit zurück. Es kam ihm vor, als wären Ewigkeiten seitdem verflossen; kaum daß er sich noch dessen erinnerte; nur ihre Worte von damals — nachdem er Tartüffe gelesen hatte — klangen ihm noch in den Ohren: „Warum willst du nicht Schauspieler werden?" Er hörte noch die Betonung; sie hatte es so einfach gesagt, so, als ob es sich von selbst verstünde. „Warum willst du nicht Schauspieler werden?"

Ja, auch Kamilla war ein Werkzeug der Vorsehung gewesen, ihm den richtigen Weg zu zeigen.

Nein, hier war nicht Luft genug für seine Lungen, nicht Platz für seine unbändige Freude, nicht Raum für seinen Sieg!

Er stürmte hinaus auf einen kleinen Badesteg, der in den See hinaus gebaut war, schwang seinen Hut, schrie, so laut er konnte, ganz unzusammenhängende Worte in die Luft, knöpfte sich den Rock auf, damit der Sturm seine Brust streifen konnte — er war ganz betäubt, berauscht und wie außer sich.

Lange noch, nachdem es schon ganz dunkel geworden war, rannte er noch auf der Seepromenade umher.

So vergingen die Tage. Die Vorstellung war vorüber, und der Schauspieler hatte William gebeten, ihn aufzusuchen, wenn er nach Kopenhagen kam. Im Orte war viel davon gesprochen worden, welche Aufmerksamkeit der große Künstler dem jungen Hög geschenkt hatte. Doch wurde auch das vergessen, und die Leute bekamen andern Stoff zum Reden; die Erwachsenen einen

großen Skandal: Fräulein Falk war wenige Tage nach der Theateraufführung, wo sie durch ihre blendende Schönheit allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte, mit dem Kammerdiener, einem jungen, zigeunerartig aussehenden Menschen, davongelaufen — und die Gymnasiasten: das bevorstehende Abiturientenexamen mit seiner Spannung und seiner Entscheidung.

Nur William vergaß das Vorhergegangene nicht. Seine Mitschüler erkannten ihn kaum wieder. Es war eine Ruhe und Selbstbeherrschung über ihn gekommen, die jedem auffallen mußte. Er sah wohl aus, hielt sich gerader als vorher, der Schleier von Schwermut, der sonst über seinen Augen gelegen, schien zerrissen, und seine Gesichtsfarbe war frischer geworden. Er nahm private Turnstunden und trällerte von früh bis abends.

Das „Geschlecht" bekümmerte ihn nicht weiter, ein jeder hatte eben seinen Weg, und mit seinen Vorfahren wollte er sich schon auseinandersetzen, wenn er erst etwas erreicht hatte. Es war doch entschieden besser, etwas zu werden, als gar nichts! —

Kamilla hatte ihm gleich nach der Vorstellung geschrieben, aber er hatte den Brief nicht beantwortet. Den Tag darauf war sie nach der Stadt gekommen, um ihn zu treffen, aber er war nicht zum Rendezvous erschienen und ließ sich auch sonst nirgends blicken.

So ging sie des Abends, da sie sich keinen andern Rat mehr wußte, zu ihm herauf. Er war ganz erschrocken, als er sie hereinkommen sah, und fing zu zittern an; wie sah sie bleich und leidend aus!

„Ja, du erschrickst," sagte sie, „daß ich komme, du hattest wohl geglaubt, daß wir miteinander fertig seien? ... Was? ... Hattest du das wirklich?" Sie ging auf ihn zu und packte ihn am Arm.

„Nicht wahr," wiederholte sie und kniff ihn, daß es weh tat, „du hast geglaubt, nun wäre es aus ... nun, wo du den Weg wußtest und keinen Wegweiser mehr brauchtest?"

Ihre Lippen bebten, und die ganze Gestalt erzitterte von Kopf bis Fuß. Sie ließ Williams Arm los und stützte sich auf einen Stuhl.

„Warum bist du gekommen ... was willst du von mir," sagte er dumpf.

Sie antwortete nicht, sondern stand unbeweglich und sah ihn, wie nicht bei Sinnen, mit glanzlosen Augen an.

Das Schweigen fing an, ihm drückend zu werden.

„Du hattest doch wohl nicht geglaubt, daß wir uns heiraten würden?" sagte er.

Kamilla lachte bitter auf. „Und das ist deine Entschuldigung", sagte sie mit harter Stimme, „du ... du ..." Sie hatte ihn wieder am Arme gepackt. William riß sich los. „Laß mich los!" schrie er.

„Und das war die Zukunft, die wir bauen sollten ... das die Hoffnung, für die wir lebten ..." Sie hatte die letzten Worte tonlos gesagt, und ihr Körper fiel zusammen; mit einemmal raffte sie sich wie mit äußerster Kraft auf, und ihn von Kopf zu Füßen messend, schrie sie ihm ins Gesicht: „Grüner Junge!"

William öffnete die Lippen, um zu sprechen, konnte aber nichts herausbringen; er war ganz leichenblaß geworden und stützte sich an die Wand ...

Sie sah es, und mit einem leidenschaftlichen, kurz herausgestoßenen Schrei warf sie sich ihm zu Füßen, umfaßte seine Knie, hob ihr bleiches Gesicht zu ihm auf und wollte sprechen — aber obgleich die Lippen sich bewegten, hörte man keinen Laut —

Er fand zuerst die Sprache wieder. Während er sie roh zurückstieß, sagte er: „Glaubst du vielleicht, ich danke dir dafür, daß du mich verführt hast?"

Sie fiel von dem brüsken Stoß halb um, aber im selben Augenblick fast hatte sie sich wieder erhoben. Und mit den Händen das Gesicht halb bedeckend, als wollte sie unsichtbare Schläge abwehren, sah sie ihn flehend, hilflos an wie ein verwundetes

Tier, während ihre Lippen sich über einem erstickten Schrei schlossen. Und so halb kriechend, beständig ihr Gesicht schützend, leichenblaß, sich nur mühsam vorwärts schleppend und zu ihm hinter den erhobenen Händen wie in Todespein aufsehend, floh sie in namenloser Angst. William starrte ihr wie betäubt nach.

Inzwischen hatte sie die Tür erreicht. Da richtete sie sich zu ihrer vollen Höhe auf und sah ihn fest an. Ihr Gesicht war in einer gespensterhaften Blässe wie zu Stein geworden. William ging einen Schritt auf sie zu, streckte ihr die Hand entgegen, versuchte zu sprechen. Aber sie erhob beide Arme, wie um ihn abzuwehren, und sagte leidenschaftlich, bitter: „Du, Junge ... Phantast ..."

Und die Tür schloß sich hinter ihr. — — —

Drittes Kapitel

Nina sah nach und nach ein, daß all ihr Reden, um William von seinem Plane abzubringen, verlorne Liebesmüh war. Den ersten Tag, als er ihr seinen Entschluß, Schauspieler zu werden, mitteilte, glaubte sie ihm einfach nicht. Sie sah ihn mit großen Augen an und begann zu lachen. „Du," rief sie Sophie zu, die im Nebenzimmer saß, „er will Schauspieler werden! Ich glaube, William ist nicht ganz richtig im Kopfe."

Auf William hatte sie all ihre Hoffnungen gesetzt, in ihm und nur für ihn hatten die Schwestern die zwei Jahre in der Einsamkeit des Pfarrhofs gelebt; er war ihr alles, ihr Augapfel. Nina hatte es immer gewußt, er war nicht wie die andern, aber gerade darum erst recht hoffte sie, daß etwas ganz Außerordentliches aus ihm würde. Sie vergötterte ihn, las jeden seiner Briefe wieder und immer wieder und schrieb sie dann in ihr Tagebuch ab. Der Bruder war ihr ganzes Leben.

Was er eigentlich werden sollte, darüber hatte sie sich keine bestimmte Vorstellung gemacht, aber jedenfalls mehr als alle

anderen! Er war kein Durchschnittsmensch, und sie kannte niemanden, der es hätte mit ihm aufnehmen können!

Je mehr ihre Gedanken um die Zukunft des geliebten Bruders kreisten, desto verzweifelter wurde sie. Denn sie sah zuletzt ein, daß dieser Gedanke sein Leben geworden war, daß er für dieses eine seine ganze nervöse Spannkraft einsetzte, die bei ihm die Stelle der wirklichen gesunden Lebenskraft anderer Jünglinge vertrat, und daß er nur in dieser einen Hoffnung lebte und glücklich war. Je mehr sie mit ihm zusammen war, desto deutlicher kam es ihr zum Bewußtsein, daß dieser Selbstbetrug, wie sie es nannte, so fest mit ihm verwachsen war, so sein ganzes Dasein umspannte, daß zuletzt sogar eine Zeit kam, wo sie im stillen betete, das heißt, sich zu beten zwang, daß ihm seine Hoffnungen, die er darauf setzte, in Erfüllung gingen!

Ja, nach und nach, als das Zusammenleben mit ihm sie überzeugt hatte, wie tiefe Wurzeln diese unglückselige Idee in ihm geschlagen hatte, war ihre Furcht, er könnte Schauspieler werden, umgekehrt zu einer förmlichen Angst geworden, daß er es nicht würde! Und zuletzt wußte sie selber nicht mehr aus und ein; nicht mehr, was sie im Widerstreit ihrer Gefühle wünschen oder fürchten sollte.

Nur eines wußte sie sicher, daß sie in jedem Falle, wie die Sache sich auch gestalten mochte, unglücklich würde. Denn sie glaubte nicht, daß er wirklich Talent gerade zu diesem Berufe hatte.

Deshalb sagte sie wieder und immer wieder: „Warum willst du denn gerade das werden? ... Wenn du dich nun irrst ...?"

„In so etwas irrt man sich nicht."

„Du nimmst ein Spiel für Ernst, William ..."

„Ich bitte dich, Nina, höre auf, quäl' mich nicht. Es kann doch nichts nützen. Wenn ich Schauspieler werde, wird vielleicht noch mal was aus mir, trotzdem Mutter schwindsüchtig war und Vater geisteskrank —"

„William!"

„Ja, das kann alles nichts helfen, es ist doch nun einmal so. Wir können es ebensogut gleich gerade heraussagen. Ich habe des Nachts Halluzinationen, und du hustest, und überhaupt, es ist, im ganzen genommen, eine schöne Familie... Aber wenn ich Schauspieler werde, so würde ich mich selbst zwingen können, etwas zu leisten, weil ich an mich glaube... Ich weiß es, da werde ich arbeiten und mich anstrengen und wieder arbeiten, gleichviel, wie lange es dauert, bis etwas aus mir wird, und wenn ich auch fünf Jahre Tanzübungen machen müßte und zehn Jahre Gymnastik drillen, um es zu erreichen. Aber geht es schief und hat es mich genarrt... was ich fühle, dann... dann... nein, es ist nicht auszudenken — — —"

Nach einem solchen Gespräch war Nina immer noch niedergeschlagener und angstvoller wie vorher.

Einige Wochen später, zum Winter hin, saßen die drei Geschwister eines Abends um den runden, kleinen Tisch, den sie zum warmen Kachelofen hingeschoben hatten, zusammen; Nina und Sophie machten Handarbeiten, während William vorlas. Es war eine lange Zeit her, seit er ihnen das letztemal vorgelesen hatte, und Nina war ganz erstaunt, wie gut er las. Als er mit dem zweiten Akte fertig war — es waren „die Neuvermählten" von Björnson — sagte sie ruhig, ohne aufzusehn: „Heut fühle ich es selbst,... du liest sehr gut..."

„Nicht wahr?" entfuhr es ihm. Sein Gesicht leuchtete förmlich auf. Es entstand eine Pause.

„Es ist nicht Eitelkeit von mir," sagte er leise, „aber ich wurde so froh!"

Das Stück sowohl wie das Vorlesen hatte Nina ganz gerührt; ihr Taschentuch lag auf dem Schoß, und jeden Augenblick nahm sie es auf, wischte sich die Augen und putzte die Nase.

Als William geendet hatte, stand er auf und setzte sich, wie er es so gern tat, in eine Ecke im Dunkeln. Keiner von ihnen sprach.

Nina saß, mit dem Kopf auf die Hände gestützt, sinnend da. Sie seufzte ein paarmal, fing wieder zu häkeln an und fiel dann abermals in Gedanken.

„Aber Hög kannst du doch dann nicht mehr heißen," sagte sie auf einmal ganz tonlos, wie halb zu sich selbst.

„Warum nicht?" Er fuhr vom Stuhle auf. „Nicht mehr Hög — heißen — — —"

„Man kann doch nicht Hög auf ein Plakat schreiben!... Was würde Vater dazu gesagt haben?"

William wurde blutrot, sah Nina eine Weile ganz starr an und lachte dann höhnisch auf: „Wegen der Högschen Ehre..."

„Ja eben — du bist der letzte dieses Namens."

„Grade deshalb tue ich es ja... Ihr könnt ganz ruhig sein..."

„Und du findest, daß Vaters Namen auf einem Theaterplakat am Platze ist?" sagte Nina mit bebender Stimme.

„Vaters Namen? Ja, allerdings — — der — —". Er murmelte etwas vor sich hin und wandte sich um.

Nina stand auf, sie zitterte am ganzen Körper: „Vater war krank... das ist keine Schande, aber..."

Er preßte die Hände gegen die Brust und bezwang sich gewaltsam. „Ja," sagte er und biß sich auf die Lippen „gewiß — aber es ist auch keine Schande, das einzige zu wirken, was man kann!"

Er stützte sich ans Klavier, fing plötzlich zu zittern an, daß er kaum stehen konnte, und wurde abwechselnd blaß und rot. „Wenn ich dem Namen Schande machen sollte" — die Zähne klapperten gegeneinander — „so werde ich ihn gewiß ablegen... Darüber könnt ihr ruhig sein!"

Er riß das Taschentuch heftig heraus, hielt es schnell vor das Gesicht und schluchzte.

Dann ging er hinaus.

Als Nina später zu ihm hineingehn wollte, um ihm „Gute

Nacht" zu sagen, war die Tür seines Zimmers verriegelt. Sie rüttelte am Schloß. „William ... ich bin's!" Niemand antwortete. Sie rief lauter: „William, William!" Dann guckte sie durch das Schlüsselloch. Es war dunkel im Zimmer. Sie hörte, wie er vom Sofa aufstand und auf die Tür zukam.

„Was gibt's denn?" fragte er.

„Mach' mir auf ... ich möchte mit dir reden ..."

„Das kann ja doch nichts nützen ... Gute Nacht!" sagte er von drinnen und ging wieder von der Tür fort.

— — — William konnte die ganze Nacht keinen Schlaf finden.

Er mochte kein Licht anzünden, als er in sein Zimmer trat. Er legte sich auf die Chaiselongue und wickelte sich in seine Reisedecke, denn die Kälte schüttelte ihn, daß seine Zähne klapperten; er hüllte sich ganz und gar in die Decke ein, gleichsam als wollte er sich verbergen. Die Glieder waren ihm schwer wie Blei, und er fühlte sich im ganzen matt und schlaff, wie betäubt von dem Schlage, den er empfangen hatte. Er konnte nicht einmal denken; seine Gedanken, die zu arbeiten versuchten, wurden von einer wüsten Schlaffheit, die alles aufsaugte, übermannt, und das Gehirn unterlag diesem plötzlichen Kolbenschlage. Es war eine Art geistiger Ohnmacht.

Aber nach und nach allmählich erwachten die Gedanken wieder und schrien gleichzeitig in seinem Kopfe auf, daß es nur so in seinen Schläfen hämmerte. Zum ersten Male in dem fürchterlichen Kampfe dieser Stunden übte er an seinem Lebensplane Kritik.

„Aber du kannst doch dann nicht mehr Hög heißen!" tönte es ihm immer wieder in den Ohren.

Zuerst suchte er sich durch den alten Lehrsatz zu beruhigen, daß jeder seinen eigenen Weg gehen, sein Ziel suchen muß. Größe und Berühmtheit waren dasselbe, nur die Wege, die dazu führten, verschieden. Aber heut abend genügte ihm das

nicht. Es schrie förmlich in ihm auf: Aber du großer Himmel, man sollte doch wohl das Recht haben, seinen eigenen Weg zu gehn? Ja, er mußte ihn gehen, wie dieser auch beschaffen sein mochte, um das Beste in sich zu retten, und dieses war so gut, wie die Kunst, der er sich weihen wollte, groß war! Und doch war er unruhig, und qualvolle Zweifel bemächtigten sich seiner...

Denn die andern urteilten nicht wie er. Nun, Nina z. B. — wie konnte sie es doch als etwas so ganz Einfaches, Selbstverständliches sagen, wieviel es sie auch kosten mochte: „Aber du kannst doch dann nicht mehr Hög heißen!" Warum sagte sie das? Sie liebte den Namen, das wußte er, und sie liebte ihn als den Letzten des Geschlechts, der den alten Namen wieder zu neuen Ehren bringen und berühmt machen sollte.

Er stand vom Sofa auf und ging im dunklen Zimmer rundherum. Er stieß gegen die Möbel, ohne es zu merken, warf Stühle um und stellte sie wieder auf, alles ganz mechanisch wie ein Nachtwandler.

Gewiß, das war doch Übertreibung, Nina übertrieb...

Aber warum glaubte sie nicht an ihn? — Sie liebte ihn doch so sehr... und glaubte trotzdem nicht...

Es brannte ihm wie Feuer in der Seele. Nirgends hatte er Ruhe. Er rannte wieder ruhelos umher; es war doch grausam, fürchterlich, so kämpfen zu müssen!...

Und warum gab es doch niemanden, der an ihn glaubte? Nicht Nina, nicht Sophie oder einer seiner Bewunderer. Warum nicht? Und er hatte so ein sehnsüchtiges Verlangen, eine menschliche Seele zu finden, die seinen Glauben teilte, wo er nun so einsam und allein seinen schweren Weg gehn und die ganze Zukunft über den reißenden Strom tragen sollte, wo so viel über ihn hereinstürmte!... Ach Gott, wenn sie doch zu ihm kämen und an ihn glaubten...

Alles hing nun vom Talent ab. Besaß er nicht den unerschütterlichen Glauben an seine Begabung, so konnte er nicht,

nein, so durfte er diesen Weg nicht einschlagen — — — darin lag die Verantwortung, die er auf sich lud. Um das Talent handelte es sich, darum drehte sich alles — alles... aber das hatte er ja — —

Und wenn er es nun nicht besaß?

Er war nahe daran, laut aufzuschreien, als dieser Gedanke wiederkam, er wollte ihn niederzwingen...

Wie in körperlichem Schmerze erhob er sich auf seinem Sitz und wankte stöhnend hin und zurück...

Ja, denn wenn dies mißglückte, dann war es mit ihm vorbei und mit dem stolzen Geschlecht! Dann war der Name tot — tot — ausgelöscht. —

Aber es konnte ja nicht mißglücken! Und zum tausendsten Male hämmerten dieselben Gedanken wie feurige Eisenhämmer in seinem Gehirn...

Es war ja wie eine Offenbarung gewesen; es war ja das, was ihm Licht in sein Dunkel gebracht, was ihn geweckt und ihm Leben für Tod gegeben hatte. All seine Träume, all seine Gedanken, alles... Ach nein, ach nein... ich fleh dich an... nimm mir's nicht!

Er versuchte zu beten, konnte es aber nicht. Sich auf die Knie werfend, flüsterte er einige leidenschaftliche Bittworte vor sich hin...

So kam er plötzlich darauf, an Jakob zu denken, Jakob aus der Bibel, der mit Gott kämpfte...

Ja, es war schwer zu kämpfen, und man mußte feststehn, um nicht zu unterliegen!

Es war ihm, als verschluckte er all die Schreie, die sich in der Todesangst aus seiner Brust losringen wollten.

Und wenn er es nun doch aufgab? Wenn er nicht wagte, diese Bürde auf seine schwachen Schultern zu nehmen, die Last von sich warf?

Er sprang mit einem Satz auf, rannte wie besessen auf und

nieder, mit dem Kopfe unaufhörlich hin und her wackelnd wie in unerträglichem, physischem Schmerze, preßte sich die Hände, daß es weh tat — — — aber nein — er mußte vorwärts, er konnte es nicht preisgeben!

Was denn sonst beginnen? Wohin sich wenden? — —

Zuletzt wurde er müde, seine Gedanken glitten ins Weite! Er fiel auf dem Sofa zusammen und sank in einen dumpfen Halbschlummer.

So kam dann Nina und rief; er hörte es erst undeutlich, dann traf sein Name das Hirn wie eine Schmerzempfindung. Er erhob sich schwerfällig, ging zur Tür, antwortete der Schwester und ging wieder zurück. Seine Gedanken fingen nun aufs neue zu arbeiten an, aber er war ruhiger geworden. Er nahm jetzt das Ganze auf eine andre Art, gleichsam als ob er die Überreste des alten Kampfes sammelte. Zum ersten Male begann er die Aussichten für und wider zu messen; er wog seine Kraft und untersuchte seine Mittel.

Er zündete Licht an und betrachtete sich prüfend im Spiegel: seine Züge, sein Gesicht. Bis dahin hatte er nur auf die Stimme besonderes Gewicht gelegt, nun wollte er alles bedenken, und so untersuchte, prüfte er, besah wieder und wieder sein Abbild.

Plötzlich fiel ihm ein, daß eines Tages in Sorö, als er gerade so vor dem Spiegel gestanden, Gerson hereingekommen war und gesagt hatte: „Du solltest dir auch deinen Rücken ansehn!" und er erinnerte sich, daß ihm diese Worte förmlich einen Stich gegeben hatten ...

Nun nahm er noch einen Handspiegel hinzu, richtete sich gerade auf, stand, so aufrecht er konnte, und betrachtete sich ...

Nein, „Held" zu werden, davon konnte keine Rede sein ... der Rücken war krumm, entschieden krumm ...

Er ließ den Spiegel fast mit einem Schrei zur Erde fallen.

Lange blieb er ganz zusammengefallen vor der Konsole sitzen, wie von tausend Schlägen getroffen; es war ihm, als

ob nun alles düster wurde und so kalt und unbeschreiblich leer! Unsäglich müde und angstvoll starrte er in dieses tiefe Dunkel, in diese Öde, das fürchterliche Nichts. — — Er hob den Kopf und begegnete seinem eigenen Gesicht im Spiegel, es war grau gefurcht, die Züge schlaff.

Nein, er wollte sich nicht sehn! Hastig sprang er auf und begann wieder sein ruheloses Wandern.

Also „Held" konnte er nicht werden, der Königsmantel fiel von seinen Gliedern nieder wie Lumpen, und er konnte ihn nicht festhalten.

Aber hatte er auch ein Recht, dies zu fordern? Wenn es auch vielleicht das Beste, Schönste war, so doch sicher nicht das einzige!

Und er flüchtete sich in den Gedanken an Arbeit. Fleiß vermochte ja viel und mußte doch da decken können, wo die Mittel nicht ausreichten, wo seine Gaben schwach waren. In seiner Seelenangst klammerte er sich nun daran.

Held konnte er nicht werden, das sah er ja auch ein, aber es gab doch andre Rollen! Richtige Menschen, die nicht schön waren, wenigstens nicht schöner als die meisten, darzustellen — Menschen, die wie im täglichen Leben sprachen ... einfach, natürlich. — — Das mußte er sicherlich können, er fühlte ja tiefer als die meisten und hatte mehr gelitten; er brauchte ja nur alles, was er erlebt und gefühlt hatte, wiederzugeben!

Und durch eifrige gymnastische Übungen konnte ja auch der Rücken sich noch strecken, er war doch noch so jung! Und die Stimme war doch schön!

So kämpfte er, kämpfte Zoll um Zoll; und für jeden Schritt, den er verwundeten Herzens zurückweichen mußte, suchte er wieder eine neue Spanne Terrain zu erobern.

Welche Seelenqual! Welche Marter! Er biß sich die Lippen blutig und war über den physischen Schmerz noch froh, der den psychischen vertreiben helfen sollte.

Alles, alles konnten sie ihm nehmen, dies eine nicht! Das Licht war ihm ja von diesem Gedanken gekommen, und es konnte kein Trug sein; und war es ihm auch nicht beschieden, König zu sein, so wollte er dennoch den Glauben nicht verlieren; er mußte dem Rufe folgen und diesen Weg gehn, selbst wenn sich die stolzen Vorfahren in ihren Gräbern umdrehen sollten ...

Er bemerkte, daß die Lampe blakte und schraubte sie niedriger. Dann zündete er ein Licht an, nahm es in die Hand und ging durchs Speisezimmer in Ninas Schlafstube. Das Knarren der Tür erweckte sie; schlaftrunken hielt sie die Hand vor die Augen, um sie gegen das Licht zu schützen.

„Wer ist da?" fragte sie erschrocken, „wer ist da?"

„Ich ..."

Sie erhob sich halb, sah ihn erstaunt an, legte sich dann wieder zurück und sagte matt: „Bist du noch nicht zu Bett gegangen?"

„Ich hätte doch nicht schlafen können," sagte er und stellte den Leuchter auf den Nachttisch nieder.

„Und ich habe so gräßlich geträumt!"

Er setzte sich auf die Bettkante und machte sich mit dem Lichte zu schaffen.

„Ich habe so viel heut nacht über die Sache nachgedacht ..." fing er an.

Nina seufzte. „Aber nun — bin ich mir klar, es ist das Richtige, muß das Richtige sein, sonst hätte ich ja nicht diese Kraft ..."

Nina sah ihn an, sie hatte ihn nie so bleich gesehn. Gerührt nahm sie seine Hand. „Ich bin's ... die unrecht hatte ..."

Sein Gesicht hellte sich plötzlich auf. „So glaubst du's also auch " ... fragte er leise, fast ängstlich.

„Ich meinte mit dem Namen ..."

William stand auf. „Danke," sagte er ganz tonlos.

„Und was das andre betrifft ... mußt du ja selbst am besten wissen ...“ fügte sie hinzu.

Er setzte sich wieder hin. „Man muß arbeiten,“ sagte er mechanisch.

Nina sah wieder auf. Sie erkannte ihn kaum wieder. „Verzeih mir, ich habe dir gewiß weh getan ... aber ich ...“

„Nein, nein,“ unterbrach er sie fast hart, „es war nur notwendig.“ Er nahm das Licht, blieb noch einen Augenblick mit dem Leuchter in der Hand wie zögernd am Bette stehn. „Gut' Nacht,“ sagte er dann, auf die Tür zuschreitend. Es klang wie von Tränen verschleiert.

Viertes Kapitel

Also Kotillon?“ Mit diesen Worten gab William, sich tief verneigend, Fräulein Blom die fächerförmige Ballkarte zurück. Als er den Kopf hob, sah sie ihn flüchtig wie verstohlen an, und wie wenn Erröten etwas Ansteckendes hätte, wurden sie auf einmal beide rot. Das war nun so geradezu zur Gewohnheit geworden, daß Margarete Blom und William Høg jedesmal, wenn sie einander ansahn, erröteten ...

Dann ging er. Es war schwer vorwärts zu kommen, sich durch die tanzenden Paare hindurchzuwinden; bald stieß er an einen Ellbogen, bald mußte er eine Seidenschleppe mit dem Fuße fortschieben ... Die Damen saßen oder standen unter dem Kronleuchter. Ihre Fächer bewegten sich auf und nieder und bedeckten oder entblößten die Weiße der Schultern und die Schönheit des Halses.

„Entschuldigen Sie!“ — Ein leichter Schlag auf die Schulter machte William sich umwenden. „Waren Sie es nicht, der neulich über die ‚Arbeit‘ im Studentenverein sprach?“

William sah einen sorgfältig gekleideten, dunkelhaarigen Menschen mit großen, schwarzen Augen vor sich stehn.

„Ja, ich ..." das Weitere glitt in einer Verbeugung unter.

„Verzeihen Sie meine Kühnheit ... mein Name ist Hoff.

William verneigte sich nochmals.

„Ich muß Ihnen sagen, die Naivität freute mich, mit welcher ..."

Ein Herr zupfte Hoff am Frack. „Ja, ja, ich komme schon," sagte er und lachte, „na, wir wollen uns später darüber aussprechen."

Darauf wandte er sich um und wurde einer großen, blonden Dame vorgestellt, die William nur vom Rücken sah.

Herr Hoff war der Held des Abends, und er hatte nicht Zeit, lange an einer Stelle zu verweilen. Man holte ihn jeden Augenblick und zog mit ihm ab, um ihn einer Dame vorzustellen oder ihn mit einem Herrn bekannt zu machen, um in einer Ecke amüsant und in der andern boshaft zu sein.

Hoff war ganz plötzlich mit einem Male aufgetaucht, und zu gleicher Zeit war man seinem Namen überall begegnet: auf Theaterplakaten, auf Büchertiteln, in den Zeitungen und in Revuen. Und auch im Leben traf man ihn überall, und er gehörte zu denen, die man schwerlich übersehen konnte. Allerorten: auf der Straße, auf der Promenade, in den Theatern sah man diese überschlanke Gestalt mit dem bleichen, fast grauen Gesicht. Am öftesten begegnete man ihm fahrend, in die Ecke einer Droschke hingegossen, ganz zusammengefallen und allein. Er sah wie der „Tod von Lübeck" aus, ganz körperlos, wie er so mit dem fahlen Antlitz in seinem schwarzen polnischen Pelze fast verschwand. Manchmal fuhr er auch mit einem Freunde, einem Menschen, der genügend moralischen Mut hatte, sich öffentlich mit ihm zu zeigen, denn er war privat und öffentlich einer der meist umsprochenen Menschen. Wenn er mit Leuten zusammenkam, war er nervös lebhaft und sehr gesprächig.

Sein Name wurde mit dem einer bekannten Schauspielerin in Verbindung genannt, aber er huldigte auch noch anderen Göttinnen und hatte stets die Taschen voller rosa Billetdoux.

William hatte er von Anfang an interessiert, wenn auch seine Art, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und für sich Reklame zu machen, ihn zuerst irritierte. Und dasselbe, was William an Hoffs persönlichem Auftreten störte, stieß ihn auch an dessen Werken ab; es war ein Feuerwerk von Geist, ein Blitzen und Prunken mit guten Einfällen, die er verschwenderisch ausstreute, aber es fehlte ihm die Gabe oder der Wille, in Ruhe etwas Ganzes, Einheitliches zu schaffen. Eines Tages hatte ihn William in einem Vergnügungslokal getroffen. Er saß im Parkett und sah, wie Hoff in eine Loge trat. Er lächelte den Kellnern zu, ließ sich von dem einen den Pelz ausziehen, vom andern den Hut halten. Dann konnte er nicht gleich das Trinkgeld finden und füllte gleichsam die ganze Loge mit seiner Persönlichkeit und seinem Getue. Hierauf trat er an die Brüstung, nahm das Opernglas zur Hand, lorgnettierte ein paar Damen, dann studierte er das Programm, worauf er sich das neuste Witzblatt kaufte und sich an dessen Lektüre machte.

Aber dann sah William, wie er nach und nach in sich zusammensank. Die Züge wurden schlaff, die Gesichtsfarbe aschgrau; der ganze Körper brach wie unter einer Last von Müdigkeit zusammen. Es lag etwas Erloschenes, Ausgestorbenes über der ganzen Erscheinung.

Bald darauf wurde er von ein paar Freunden geweckt, und um 12 Uhr sah William sie alle zusammen mit zwei Damen fortfahren.

Man trat zur Polonaise an.

William stürzte zu Nina hin, die er zum ersten Tanz engagiert hatte, aber diese schritt gerade mit einem andern Herrn an ihm vorbei, während sie neckend ihren schwarzen Fächer wie abwehrend gegen ihn ausstreckte. So blieb er ohne Dame. Er

ließ sich bequem in einem Sessel nieder und verfiel bald in Nachdenken.

„Sie kennen mich also wirklich nicht wieder?“ sagte eine Damenstimme dicht neben ihm.

„Ja ... doch, gewiß, Frau Gräfin,“ sagte er, verwirrt aus seinen Gedanken auffahrend, und zerrte nervös an seiner Uhrkette.

„Na, wenn Sie es nicht getan hätten, würde ich mich auch darein ergeben haben ... denn wir haben uns ja im ganzen nur einmal gesehn!“ Sie setzte sich auf ein danebenstehendes Sofa.

William wußte nicht, was er eigentlich antworten sollte.

„Ja, Frau Gräfin, einmal ...“ stammelte er verlegen.

„Und dieses eine Mal waren Sie sehr böse auf mich ...“

„Ich war sehr unglücklich, Gräfin Hatzfeldt,“ antwortete er und setzte sich, ohne sie anzusehen, wieder hin.

„Und ich bewunderte Sie,“ sagte die Gräfin nach einer Pause, während der sie, mechanisch in den Perlmutterschaft ihres Fächers beißend, nachdenklich dagesessen hatte. „Ich habe oft gewünscht, Ihnen wieder zu begegnen, um Ihnen mein damaliges Benehmen zu erklären, ein Benehmen ... das Sie gewiß sehr streng beurteilt haben ...“

Sie hielt inne. Als William nicht antwortete, fuhr sie weiter fort:

„Sie wußten ja nicht, daß ich eigentlich acht Tage in Hamburg bleiben sollte.“

„Nein ...“

„Aber, was sollte ich denn tun ... Ihr Vater war sehr krank, und ich war sehr ängstlich ...“

„Da verstanden Sie aber meisterhaft, sich zu beherrschen, Gräfin ...“

In den grauen Augen der Gräfin flackerte es eigentümlich auf. Sie lehnte sich etwas zurück und strich sich mit der Hand leicht

über das aschblonde Haar. „Sie erregten schon damals mein Interesse,“ sagte sie mit weicher Stimme. — „Sie waren nicht wie andre ...“

„Ich habe ja überhaupt nicht gesprochen ...“

„So etwas merkt man trotzdem ...“ fuhr die Gräfin fort, ihn voll ansehend, „später hat mir Fräulein Falk von Ihnen gesprochen ...“ Sie hielt plötzlich inne. William machte sich mit einem Album zu schaffen, das vor ihm auf dem Tische lag, und beugte sich tief darüber.

„Sie hat Sie sehr gelobt.“

Der Tanz war zu Ende, und ein Paar nach dem andern kam wieder zurück. Die Gräfin erhob sich, um eine Dame zu begrüßen. William fiel es auf, wie sehr sie sich beim Gehen in den Hüften wiegte.

Nina stand in einer Ecke des Zimmers und plauderte mit Gerson.

„Ich möchte dir gern etwas sagen,“ flüsterte ihr William zu.

„Aha, Geheimnisse?“ sagte Gerson und trat zur Seite.

„Das nicht gerade ... aber, Nina, du sollst nicht mit Hoff tanzen, und ...“ er zögerte ein wenig, „Margarete auch nicht. Die Leute sprechen darüber.“

Nina fing zu lachen an.

„Warum denn nicht?“

„Mit solchen Herren tanzt man nicht.“

Es war spät geworden. Im Ballsaal war die Luft jetzt unerträglich warm, die Herren brachten Eiswasser herangeschleppt, und man schlug sich um die Likörbatterien. Die Damen wählten die kühleren Ecken bei den Fenstern, wo sie hinter den Gardinen im Halbdunkel versteckt saßen und ihre Fächer in großen Bogen auf und nieder bewegten. Eine Weile später setzte die Musik wieder ein, und man tanzte eifriger denn je.

William verneigte sich vor Margarete; es war das erstemal, daß er sie zum Tanz aufforderte.

„Ich glaubte schon, Sie haben mich vergessen," sagte sie, indem ihr die Röte in die Wangen schoß.

Sie legte sich wie hingebend in seinen Arm. Er drückte sie ein wenig an sich. So standen sie einen Augenblick. Dann tanzten sie los; es war ein langsamer Walzer.

Sie sprachen nicht miteinander; Margarete hielt den Kopf etwas geneigt, die Augen auf den Boden gerichtet. William wandte keinen Blick von ihr. Wenn sich während des Tanzes einmal ihre Augen begegneten, lächelten sie sich beide zu.

„Welch herrliche Melodie . . ."

„Herrlich . . ."

Er legte den Arm fester um ihren Leib. „Es ist, als ob sie uns trüge . . ."

Und während sie einander in die Augen sahen, tanzten sie unermüdlich weiter, bis die Musik plötzlich aufhörte. Sie waren das einzige tanzende Paar geblieben.

Margarete fuhr zusammen und machte sich schnell von seinem Arme los; sie war ganz rot geworden.

Als sie an ihren Platz kam, drückte sie die Hand gegen die Brust, sie hatte Stiche bekommen.

„Fräulein Blom tanzt ausgezeichnet," sagte Hoff, an William vorübergehend.

Es wurde an kleinen Tischen gespeist. Nina hatte einen Baron Petersdorf zum Tischherrn, Gerson führte Margarete, William eine andre von Sophies Freundinnen. Sie saßen zusammen.

William saß zwischen der „Freundin" und Margarete. Diese hatte sich ganz zurückgelehnt, den Kopf auf das Sofapolster gelehnt, während Gerson sie fächerte. William war ganz schweigsam.

Sie hatten alle viel Champagner getrunken, besonders aber Margarete, der die Augenlider davon ganz schwer geworden waren.

Ein Diener kam mit Eis vorbei. William rückte seinen Stuhl, um ihm Platz zu machen, und kam dabei ganz nahe an Margarete heran, deren Fuß er berührte. Er sah sie an. Wie süß sie aussah, wie sie so ganz zurückgelehnt dalag, die Augen fast geschlossen, die samtweichen Wangen gerötet, die kleinen Hände auf ihrem Schoße ruhend! „Ach, wie das kühlt," sagte sie, ohne sich zu rühren, zu Gerson, der sie, sich über sie beugend, fächerte.

Der Baron las einen Vers laut vor, den er in einem Knallbonbon gefunden hatte.

„Die Liebe kommt und besiegt uns alle —
Die Tugendhaftesten selbst bringt sie zu Falle."

William sah unausgesetzt Margarete an; sie lächelte.

Nun wurde Galopp getanzt. Die Paare flogen und jagten ganz wild durch den Saal. Die führenden Herren mit ganz rotem Kopf, das Oberhemde zerknittert, den weißen Schlips verschoben oder bei einigen gar aufgegangen. Die Damen hatten ihre Schleppen hoch hinaufgenommen und lagen schmachtend in die Arme ihrer Tänzer hingegossen.

So schnurrten sie alle im Kreise herum, bis sie zuletzt mit kurzem Atem, halb ohnmächtig auf ihre Sofaplätze niederfielen.

Die Fenster standen offen und ließen die kühlende Nachtluft hinein.

Nun war Damenwahl. Margarete schwenkte mit Gerson vorbei; Gräfin Hatzfeldt kam durch den Saal geschritten und verneigte sich vor William.

Sie tanzten. Die Gräfin war größer als er; ihr blondes Haupt hielt sie etwas geneigt. Sie atmete schnell und lag fest, sehr fest in seinen Armen, während William den Pudergeruch ihres Halses einatmete.

Die Locken gerieten in Unordnung ... „Ach, das Haar!" sagte sie.

Er ließ einen Augenblick ihre Hand los und schlug die widerspenstige Locke zurück, die nach vorn über ihren Hals gefallen war. „Danke, es irritierte mich ..."

Sie tanzten noch eine Weile weiter. Endlich sagte sie: „Man kommt ganz außer Atem," und so hörten sie auf.

Nun kam der Kotillon. William und Margarete hatten während des Soupers kein Wort miteinander gewechselt, nur ihre Blicke hatten gesprochen. Nun sollten sie zusammen tanzen.

Als er in das Kabinett trat, um sie zu holen, saß sie ein wenig faul und bequem auf dem Sofa zurückgelehnt und streichelte Ninas Arm. Es fiel William auf, daß etwas Müdes auf der ganzen Erscheinung lag.

Als sie ihn auf sich zukommen sah, stand sie auf (es kam ihm vor, als hätte er sie nie mit so strahlenden Augen gesehen), nahm seinen Arm und blieb so eine Weile, auf ihn gestützt, stehen.

Sie sprach dabei weiter mit Nina und vermied es, William anzusehen. Darauf gingen sie in den Tanzsaal.

Beide waren sie eigentümlich verlegen, wie ängstlich, und sprachen schnell über ganz gleichgültige Dinge, um ihre Befangenheit zu verbergen. Endlich kam die Reihe zu tanzen an sie.

Er tanzte heftig drauf los und schwang sie rund in dem Saal herum.

„Sie tanzen so schnell," sagte sie.

„Das ist die Musik," erwiderte er lächelnd und sah sie an. Es war sehr warm im Saale, aber er spürte trotzdem die Wärme ihres Atems, dessen Hauch ihn streifte. Ein andres Paar kam dicht vorbei, er mußte sie fester fassen, um diesem geschickt auszuweichen. Ihre Augen ruhten ineinander ...

Die Musik erschien ihnen wie ein ferner Gesang; das Getümmel ringsherum betäubte sie. Sie bekam fast Tränen in die Augen und mußte sie schließen ...

Williams Blick ruhte wie verzehrend auf ihrem Antlitz; er lauschte ihren stoßweisen Atemzügen. Sie hielt den Kopf etwas zurückgeneigt, das Kinn vorgestreckt. Und so lächelte sie zu ihm auf...

Er fuhr fort, sich im Tanz zu drehen; er merkte es kaum selbst, aber er drehte sich immer rund, schneller und schneller.

Sie stöhnte fast und fiel an seine Brust. „Ich werde ohnmächtig, William..." ihre Worte glitten in ein sanftes Lächeln über.

„Das ist die Musik," wiederholte er.

Plötzlich blieb sie mit einem Ruck stehn. „Ich kann nicht mehr... Wir wollen in den Korridor hinausgehen.... hier ist's zu warm."

Sie gingen hinaus. Es war angenehm kühl im Gange draußen. „Ach, wie wohl das tut," sagte sie, „drinnen war's so heiß."

Nach einigen Schritten fragte er: „Wollen Sie sich nicht setzen?"

„Ja, ich bin müde geworden." Sie ließ sich auf das rote Sofa fallen und drückte den kalten Stiel ihres Fächers gegen ihre Stirn.

Er setzte sich neben sie.

„Ach William, meine Schleppe! Geben Sie sie mir herauf," sagte sie faul. Seine Hand streifte ihren Fuß, er nahm das Kleid vorsichtig auf und setzte sich wieder.

„Ich bin ganz wirr geworden," sagte sie lächelnd, „das ist gewiß vom Champagner!"

„Ich trinke ihn so gern... es geht mir nichts darüber..."

„Ja, aber nachher..." Sie sprach leise, wie müde, und lächelte zerstreut.

Man hörte die Tanzmusik von drinnen, die Schritte der Tanzenden, dazwischen ein undeutliches Summen. Ein Diener ging, ein Tablett tragend, eilig vorbei. Die Gläser darauf klirrten.

„Wie herrlich ist es, so still hier zu sitzen ...“ sagte er, „so ganz still ...“

„Ja.“

Sie faltete die Hände über der Brust und wiegte den Kopf leise nach der Walzermusik, die gedämpft heraustönte. Einmal dazwischen öffnete sie die Augen und begegnete seinem Blick. Er saß ein wenig vorgebeugt und sah sie unverwandt an. Seine Augen glänzten fieberhaft. Die Musik hielt inne. Man hörte das Kommando des anführenden Tänzers: „Jede Dame wählt einen Herrn, jeder Herr eine Dame.“ Dann setzte das Orchester wieder ein, und der Lärm begann von neuem.

„Ist das nicht der Amalienwalzer?“

William summte ein paar Takte mit. „Ja, ich glaube es ... Wollen Sie wieder tanzen?“

Sie hatte sich etwas aufgerichtet, und mit den roten Quasten des Sofas spielend, sagte sie plötzlich, ohne auf seine Frage zu antworten: „Kann man wirklich nicht mit Hoff tanzen?“

William wurde glühend rot und sagte verlegen: „Ich sehe es nicht gern, wenn Nina mit ihm tanzt.“

Margarete lachte. „Aber warum? Sie müssen doch einen Grund haben?“

„Weil“ — er stotterte und suchte nach Worten — „das ist etwas ... etwas, was man so im Gefühl hat, Fräulein Blom.“

Margarete betrachtete die Spitze ihres weißen Atlasschuhs, den sie etwas vorgestreckt hatte: „Aber was er schreibt, ist doch wirklich schön!“

„Vielleicht ...“

„Blumentour — die Dame zwei Herren — die Dame zwei Herren!“ schallte es hinaus.

Sie saßen eine Weile schweigend da. Seine Hand ruhte auf dem Sofabezug, neben ihrer Schleppe. Margarete legte sachte ihren Fächer darauf.

Er fuhr bei der Berührung des kalten Elfenbeins zusammen.

„Sind Sie böse?“ fragte sie schmeichelnd.

„Warum sollte ich böse sein?“

Keiner von ihnen konnte sagen, wie es eigentlich zugegangen war, aber William hatte ihren Arm genommen und streichelte ihn.

Sie sprachen kein Wort mehr, sondern saßen dicht aneinandergeschmiegt, und er fuhr fort, ihren Arm leise zärtlich zu liebkosen.

Auf einmal erhob er sich halb und beugte sich über sie ...

„William!“ — es klang wie ein Seufzer. Er suchte ihren Mund und küßte sie sanft

„Margarete ...“

Eine Träne rollte über ihre Wange. Sie wischte sie nicht fort. „Gehen Sie, William,“ sagte sie leise, „ich bitte Sie ... gehen Sie ...“

Er sah sie an und lächelte, den Kopf verneinend schüttelnd, dann beugte er sich wieder über sie und küßte schnell ihren Hals.

„Lassen Sie mich los,“ sagte sie erschreckt und stieß ihn von sich. William kam zur Besinnung und sah sich um. Niemand war auf dem Gange. Sie blieben lange schweigend und glücklich so nebeneinander sitzen. Dazwischen ab und zu begegneten sich ihre Blicke und blieben ineinander ruhen. Auf einmal lachten sie auf, ganz kurz, ohne Grund, und Williams Hand suchte die ihrige und drückte sie warm.

Nach und nach fielen sie in Gedanken. William fuhr fast erschrocken auf, als sie plötzlich sagte: „Es ist nur so seltsam ...“

„Was denn?“

Sie zögerte erst mit der Antwort und spielte mit der Sofaquaste, dann sagte sie schnell, wie gefaßt: „Daß Sie Schauspieler werden wollen!“

William wurde bleich, griff sich mit der Hand an die Brust und sagte leise wie halb erstickt: „Warum finden Sie das so seltsam? ... Glauben Sie nicht an mein Talent?“

„Nein, es ist nicht das ...“ sagte sie ausweichend. Er saß leichenblaß da und starrte sie mit einem so geistesabwesenden Ausdruck an, daß sie, von plötzlicher, unbestimmter Angst erfaßt, ihn am Arm faßte: „Tut Ihnen das so weh?“

William riß sich los. „Weh genug,“ antwortete er.

Er hielt den Kopf gesenkt, ohne sie anzusehen. Diese wenigen Minuten, während er so schweigend, in sich versunken dasaß, erschienen ihr wie Ewigkeiten, und plötzlich durchfuhr sie ganz blitzartig der Gedanke, daß während dieser kurzen Spanne Zeit William Høg ihr langsam entglitt ... unwiderruflich ...

Und wie in Todesangst legte sie ihren Arm auf seine Schulter, wollte ihn wecken, ihn aus seinem Brüten reißen ...

„Wollen wir nicht tanzen?“ fragte sie sanft, fast demütig.

„Ja, ja, tanzen wir ...“ Er raffte sich auf, bot ihr den Arm und ging schnellen Schrittes auf die Saaltür zu.

Als Margarete nach Ende des Kotillons wieder auf ihren Platz gekommen war, wischte sie eine Träne mit dem Handschuh fort.

Gräfin Hatzfeldt saß vor einem der Pfeilerspiegel, als William vorbeiging.

„Scheiden wir als Freunde?“ fragte sie und machte Miene, aufzustehn.

„Wir sind nie Feinde gewesen, soviel ich weiß, Frau Gräfin?“

„Ich glaube doch noch immer ... daß Sie mir etwas nachtragen ... Na — ich muß mich halt drein ergeben ... Wollen Sie mir Ihren Arm reichen, ich will auch aufbrechen ...“

Im selben Augenblick zeigte sich der Diener der Gräfin in der Tür.

„Ah, da ist ja Friedrich!“

Sie nahm ihre Schleppe auf, ließ sich von dem Bedienten ihren großen Pelzmantel umlegen und reichte darauf William, sich verabschiedend, die Hand.

„Glauben Sie mir — Sie haben eine Freundin an mir,“

sagte sie mit warmem Blick. William wurde ganz eigentümlich verwirrt von diesem Händedruck und Blick. Er verneigte sich tief. „Und wenn Sie einen Freund brauchen sollten — denken Sie an mich!" Sie nickte ihm noch einmal zu und ging dann, vom Diener gefolgt, die Treppe hinunter.

Als William bald danach aus dem Hause kam, fand er Hoff vor der Tür stehend, der sich eine Zigarette drehte.

„Wohin sollen Sie?" fragte Hoff.

„Nach ‚Kongens Nytorv' zu."

„So ... da können wir ja zusammengehen."

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her. Hoff pfiff vor sich hin und stampfte energisch auf, um sich die Füße warm zu halten. Es war tüchtig kalt.

„Kennen Sie die Gräfin Hatzfeldt?" fragte er nach einer Weile, „die große, blonde?"

„Ich habe sie nur einmal früher gesehn ... in Hamburg auf einer Reise."

„Soo" — Hoff pfiff ein paar Takte vor sich hin, „es sah so aus, als ob sie sich für Sie interessierte ... doch übrigens ... will das nicht viel sagen — — die Gräfin interessiert sich überhaupt ganz ungemein für junge Menschen!"

„Wo ist denn der Graf?"

„Der Graf? Liebster, der ist tot."

„Tot? ... Da ist sie also Witwe ... So, das dachte ich nicht."

„Das ist sie aber wirklich, bester Herr Hög. .. und noch dazu wohlverdient ... Sie hat Seine Exzellenz nach einer dreivierteljährigen Ehe glücklich unter die Erde gebracht. Es war schon ein älterer Mann, sehr verliebt ..."

„Kennen Sie die Gräfin näher?" unterbrach ihn William.

Hoff lachte. „Nein, nein ich wurde ihr ja erst heut abend vorgestellt."

Und nach einer Weile fügte er nachdenklich hinzu: „Aber ich habe viel von ihr gehört — — von einem Freunde."

William war der Kopf ganz schwer von all den Eindrücken des Abends, es strengte ihn geradezu an, zu sprechen. Er bemerkte es kaum, daß Hoff an der Ecke bei einer Gaslaterne stehenblieb.

„Hier wohne ich," sagte Hoff.

William fuhr aus seinem Brüten auf. „Schon," sagte er, und zumeist aus dem Gefühl heraus, doch etwas sagen zu müssen, um nicht unhöflich zu sein, fragte er: „Warum war es so naiv von mir, jene Rede zu halten?"

„Du lieber Gott ... es war im Grunde nur liebenswürdig von Ihnen, aber Sie hätten ebensogut chinesisch reden können!"

„Das versteh' ich nicht."

„Das tut nicht viel ... im übrigen ist es auch nicht so einfach zu verstehn ... mein Gott, um arbeiten zu können, muß man doch erst den Glauben haben, auch wirklich etwas auszurichten, ich meine ... um ernstlich zu arbeiten, sich einer Sache zu widmen, vor allen Dingen zu beginnen ... und diese Generation ... ach, du lieber Himmel! ..."

Sie waren in eine Seitenstraße eingebogen, William ging mit, ohne es selbst zu wissen.

„Aber haben sie denn nicht angefangen ..."

Hoff unterbrach ihn. „Ja, zu reden. Aber mit Redensarten kommt man nicht weit. Das heißt, den Praktikern unter ihnen tue ich unrecht. Die haben ja etwas, wofür sie leben, die greifen fest zu und verfolgen ihren Plan. Meine Schulkameraden z. B. Neulich fragte ich einen, ob er ‚Nils Lyhne' gelesen hätte. Nein, er las solche Bücher nicht, bis er sein Examen gemacht hatte ..."

William lachte.

„Nein, lachen Sie nicht. Der Mann hat ja recht. Das ist eben dieser Typus, den ich ‚Praktiker' nenne. Während ihrer Universitätzeit studieren sie sechs Stunden täglich und versäumen nie ein Kolleg. Natürlich, Gott bewahre, besuchen

sie nie ein anderes wie eins ihres Fachs. Und wenn sie ihr Examen gemacht haben, suchen sie sich eine einträgliche Klientel zu gründen und unterhalten einen vernünftigen gesellschaftlichen Verkehr ... teils zu diesem Zwecke, teils um die passende Frau zu fischen ..."

„Sie übertreiben ..."

„Aber keineswegs. Diese Leute haben meine volle Bewunderung. Sie wollen es eben zu etwas bringen — das ist doch immerhin was!"

„Und gibt es für diese Leute etwas, an das sie glauben, wofür sie leben?"

„Bester Herr Hög, was sind Sie für ein Idealist! Diese Leute ... glauben, daß das Leben etwas Angenehmes ist ... und ich könnte darauf schwören, daß die meisten von ihnen das Jammertal hienieden mit dieser Überzeugung verlassen — —" Sie waren vor der niedrigen Tür eines alten, grauen Hauses stehengeblieben. „Hören Sie, wollen Sie nicht noch ein bißchen zu mir heraufkommen? Ich habe Feuer in meinem großen Kachelofen, und ich glaube ... noch eine Flasche Champagner im Büfett — —"

William hatte die Empfindung, daß dies eigentlich zuviel war. Trotzdem nahm er das Anerbieten an; er fühlte das Bedürfnis, mit jemandem zusammen zu sein, vor dem Alleinsein graute ihm.

Hoff zündete ein Streichholz an. „Fallen Sie um Gottes willen nicht; die Treppe ist schrecklich!"

William stolperte über ein paar äußerst unregelmäßige Stufen; endlich waren sie glücklich oben. „Ich mache gleich Licht, nur einen Augenblick Geduld ... bitte!"

Beim Öffnen der Tür schlug William eine warme, stark parfümierte Luft entgegen. Hoff machte sich mit der Hängelampe zu schaffen.

„Sehen Sie," sagte er, während er diese anzündete, pöltzlich

wieder den Faden ihrer vorherigen Unterhaltung aufnehmend, „ihr Glück ist, daß sie keine Leidenschaften haben. Der Himmel mag wissen, wie das möglich ist, aber sie haben faktisch keine; deshalb können sie eben die Regulierung ihres Lebens ihrem Hausarzt überlassen. Aber" — er setzte die Kuppel auf die Lampe — „um etwas Neues zu schaffen ... dazu gehören andre Kerls wie solche Fischmenschen."

Er half William den Überzieher ausziehen. „So, jetzt setzen Sie sich gemütlich nieder, ich komme gleich mit dem Wein."

William fand, daß er kaum atmen konnte, so stark war das Zimmer parfümiert. Er ging vor den Schreibtisch und sah sich die Photographien an, die fast das ganze Möbelstück bedeckten. Während er sich über das eine der Bilder beugte, um es besser zu betrachten, kam Hoff mit der Champagnerflasche und zwei Gläsern in den Händen herein.

„Sie trinken doch wohl Champagner? — Ich für mein Teil trinke im Winter überhaupt nichts anderes." Er kam auf William zu. „Aha, Sie machen mit meinem Umgangskreise Bekanntschaft, sehe ich," sagte er, auf die Bilder zeigend, „eine schöne Sammlung!"

„Ich kenne die meisten vom Sehen ... von der Straße her."

„Ja, das ist begreiflich. Aber wir wollen uns lieber setzen, ich stehe so ungern."

Er schob einen Schaukelstuhl zum Ofen und bot ihn William an; er selbst ließ sich in einen Lehnstuhl nieder, wo er sich zwischen einige Kissen hineinwühlte und die Füße gegen die Ofenkacheln stemmte.

„Wie herrlich ist's doch, so gut und gemütlich bei sich zu Haus zu sitzen!

Eine Weile schwiegen sie beide, jeder in seine Gedanken versunken. Dann stand Hoff auf einmal auf, nahm ein Fläschchen zur Hand, dessen Inhalt er sich über den Rücken goß.

„Wir haben schwache Rückgrate in der Hoffschen Familie," sagte er, „die muß man von Zeit zu Zeit ein bißchen stärken."

William hörte es nicht, er war ganz von seinem eigenen Gedankengange eingenommen. Hoff ging im Zimmer auf und nieder. Plötzlich fragte er: „Und Sie? Welche Absichten haben Sie sonst noch, die abgerechnet, um Fräulein Blom zu freien?"

„Die alle haben — etwas zu werden!"

„Hm — na, sagen wir, etwas mehr als die andern zu werden! Sonst stellt man sich nicht hin, um eine Lanze für die Arbeit zu brechen ..."

William wußte nicht, was er darauf antworten sollte. Hoff fuhr fort: „Ich will mich Ihnen nicht aufdrängen, lieber Hög, aber ich dachte nur, daß es gut für Sie wäre, sich mit jemandem über Ihren Lebensplan auszusprechen ..."

Es war etwas Mildes in Hoffs Ton, was sonst nicht in seiner Redeweise zu liegen pflegte; William wurde davon ganz gerührt. „Keiner glaubt an mich, entrang es sich ihm leise, „niemand, niemand!"

„Ach darum sollten Sie sich doch nicht scheren — dazu ist die liebe Welt nie sehr geneigt. Aber Sie selbst — glauben Sie an Ihr Talent?"

William antwortete erst nicht. Er biß sich in die Lippen, um seiner Bewegung Herr zu werden. Aber plötzlich riß er sich von Hoff los, der seinen Arm gefaßt hatte, und rannte durchs Zimmer.

„Das ist ja eben das einzige, woran ich glaube," rief er aus, schwieg dann und warf sich auf das Ecksofa. „Das Ganze beruht ja d a r a u f — ich könnte nicht so leben wie die andern — nein, ich könnte es nicht. Ich muß etwas haben, woran ich mich halten kann, sonst ist alles so leer, so leer, und ich hätte nicht die Kraft, mich zu irgend etwas aufzuraffen. Aber so ist es eben, daß die andern nicht daran glauben wollen, gar keiner, und wenn sie

recht haben, und es geht schief ... so ist alles vorbei — —.“ Er nahm den Kopf in beide Hände.

„Das ... woran ich glaube, hat mich nun bald fünf Jahr aufrechterhalten ... Ich habe dafür gelebt, nur dafür gelebt. Sehn Sie, ich bin kein gesunder Mensch — des Nachts hab' ich Halluzinationen, und ich huste und dergleichen angenehme Dinge mehr. Aber ich habe dagegen angekämpft und gearbeitet ... mit äußerster Kraft, weil ich glaubte — aber, wenn ich mich nun geirrt habe — so — — so — ja, so ist's vorbei mit mir ... Es ist wahr, ich bin in Margarete Blom verliebt gewesen schon seit lange ... wie schön ist sie auch ... so frisch und lieb ... Wir haben einander jeden Tag gesehn — — —. Wissen Sie, manchmal — in diesen Jahren, wo ich gegen meine Schwächlichkeit ... wie gegen wilde Tiere gekämpft habe — wo ich so viel gelitten und meist schlaflos war, hab' ich mich des Nachts auf die Knie geworfen und nach jemandem geschrien, der an mich glaubte — bloß einen, der glauben wollte ... Ich hab' geradezu einen brennenden Durst danach empfunden ... ein so schneidendes Einsamkeitsgefühl ... und da kommt sie heut ... nein, nicht einmal sie — nein — nein — nein ...“

Er hielt inne, riß das Taschentuch aus der Tasche und schluchzte laut. Hoff stand neben William, legte seine Hand sanft auf dessen Haar und streichelte es. William entzog ihm den Kopf, als ob die Hand ihn drückte.

„In Teufels Namen, Mensch, so zwingen Sie doch die Leute, an Sie zu glauben, leisten Sie etwas ...“

Hoff kämpfte mit seiner Rührung und wandte sich nach dem Zimmer zu, um sie zu verbergen. Er öffnete den Flügel und schlug ein paar Akkorde an.

William lag mit dem Kopf gegen das Polster des Sofas gedrückt und schluchzte herzbrechend.

Hoff fing an zu spielen. Dazwischen lauschte er zu William

hinüber und merkte, daß nach und nach das Weinen ruhiger, schwächer wurde.

Er fuhr fort, zu spielen. Es war eine wehmütige, klagende Melodie, wo die Töne unter Hoffs weichem Anschlag gleichsam leise aufseufzten. Zuletzt erstarben sie in einem wie hingehauchten Akkorde.

„Was war das?" fragte William.

„Eine Elegie von Rubinstein."

„Wie schön ... es tat mir so wohl ..."

„Ach ja, ein Flügel ist doch eine angenehme Sache ..."

Eine Zeitlang sprach keiner von ihnen. Endlich sagte William, wie um sich loszureißen: „Das ist doch eine merkwürdige Zusammenstellung ... diese drei Büsten da ..."

„Ja, ich weiß, das finden die meisten," antwortete Hoff und sah sich um, „ich finde nun gerade im Gegenteil, daß die drei da zusammengehören ... Der Meister, dessen Hirn sich diese Dame ausgedacht hat," er zeigte auf die Venus, „ist wirklich ein Genie gewesen. Er machte die Liebesgöttin zu einer Schicksalsgöttin. Du guter Gott, und die Leute halten diese Statue für eine heitere Figur ... na, jeder hat seine Ansichten ..."

Er goß sich Champagner ein und ergriff das Glas.

„Nein, diese ist wahrlich kein Weib, der man Blumen opfert; die verlangt Menschenleben. Das ist's, was der Künstler uns sagen wollte. Moloch oder Venus victrix — ich möchte wissen, wem von den beiden die meisten Leben geopfert werden? Ja, dieses Weib will Menschenopfer ... Wieviel Blut und Tränen sind für die schon geflossen! Ich wüßte keine Statue, die besser zum Pendant für Niobe, die Göttin des Schmerzes, paßt .."

„Und Antinous?"

„Der ist für mich eine der rührendsten sympathischsten Gestalten. Ich scher mich den Teufel um die Sage — das ist sicher nur dummes Gewäsch ... Nein, ich glaube, daß dies Bildwerk

einen armen, unglücklichen Jungen darstellt, dem man mehr zu tragen gegeben haben muß, als er aushalten konnte, ein frühes Leid, zu frühreife Erfahrung, ein großes Geheimnis, dessen Last ihm die jungen Schultern wund drückte, oder was weiß ich ... So viel ist sicher, daß die Bürde zu schwer für ihn war, und so preßte er den Mund fest zusammen, um seine Schmerzensschreie zu ersticken, und legte des Nils und Acherons Wasser zwischen die Welt und sich — — Sie sehen, wie die Büsten auf diese Weise gut zusammenpassen ... Ihr Gemeinsames ist das „Leid." ..."

William stand auf und holte sich seinen Überzieher. „Wollen Sie gehen?" fragte Hoff.

„Es ist ja halb sechs!"

„Wirklich ... ja, die Zeit vergeht." Er half William beim Anziehen des Paletots, blieb einen Augenblick nachdenklich stehen und sagte dann: „Und was soll morgen werden?"

William holte tief Atem. „Morgen fange ich an ... ich habe nun den festen Entschluß gefaßt ... Ich will Schauspieler werden."

„Ich dachte mir's."

William stand noch ein paar Augenblicke wie zögernd da. Dann reichte er Hoff die Hand. „Gut' Nacht," sagte er warm, „und Dank für diesen Abend."

„Gut' Nacht, Hög — kommen Sie bald wieder."

William schloß die Tür, und Hoff trat in das Zimmer zurück. Er machte ein paar Briefe auf, die auf dem Schreibtisch lagen, ergriff dann ein Paket Korrekturbogen und machte sich daran, sie durchzugehen. Aber er kam nicht vorwärts; die Gedanken schweiften ab. Zuletzt warf er die Arbeit zusammen. Lange blieb er, mit dem Kopf auf die Hände gestützt, in Gedanken verloren, sitzen und starrte in die Lampe. Endlich stand er auf und ging heftig im Zimmer auf und nieder — auf und nieder.

Dann blieb er wieder vor dem Schreibtisch stehn, schloß

eine kleine Schublade auf und nahm ein Bild heraus. Er hielt es unter die Lampe und betrachtete es lange.

Als am nächsten Morgen Hoffs Wirtin hereintrat, saß er noch immer bei der brennenden Lampe und schrieb.

„Aber Gott im Himmel, Herr Hoff, Sie sind ja heut nacht gar nicht zu Bett gewesen . . ." sagte sie vorwurfsvoll besorgt.

„Ach, es wurde so spät, Frau Lund . . . und dann hatte ich auch grade so gräßlich viel zu tun . . ."

Fünftes Kapitel

Endlich, endlich sollte William vor dem Intendanten „Probe spielen". Das waren zehn schreckliche Tage gewesen, in denen er den Bescheid erwartete, wann dies vor sich gehen sollte. Jeden einzelnen Tag hatte er die Zuschrift erwartet, und jedesmal war er enttäuscht worden. Am Morgen sagte er immer zu sich selbst: „Heute . . . heute ganz sicher", und jeden Abend: „Morgen!" Und in den letzten Tagen hatte er sogar von Stunde zu Stunde sicher auf Bescheid gerechnet.

Aber dieses Warten, das die Minuten mit seinem Fieber ausfüllte, hatte wenigstens seine Angst, wie es gehen würde, aufgesaugt; er ging ganz in dieser Unruhe auf, die ihn von einer Sache zur andern, von Ort zu Ort jagte. Zu Hause konnte er es nicht aushalten, und auszugehen wagte er nicht, weil er dann vielleicht daheim etwas versäumen konnte. Zuletzt besiegte aber doch sein Drang hinauszukommen jedes Bedenken. Er trieb die Straßen ganz geistesabwesend auf und nieder, nur von der einen Idee beherrscht, die ihm jedwede Beschäftigung unmöglich machte.

Er blieb vor den Läden stehn und zwang sich, die Preise auf den unwichtigsten Sachen zu lesen, an den Anschlagsäulen

Plakate über Ausverkäufe zu studieren, ganz mechanisch, denn seine Gedanken waren weit fort.

Dann ging er zur Abwechslung in ein Kaffee, nahm eine Zeitung vor und sagte zu sich selbst, daß er nun drei Spalten durchlesen wollte — Wort für Wort. Er begann auch wirklich, folgte dem Texte Linie nach Linie — — aber plötzlich konnte er dann auf einmal nach seinem Hute greifen, hastig seinen Überzieher anziehn, sich kaum die Zeit zum Bezahlen nehmen und wie besessen nach Hause stürzen, weil ihn die Idee gepackt hatte: „Nun war der Brief gekommen, nun war er gewiß da."

Er stürmte die vier Treppen hinauf, riß, an allen Gliedern bebend, die Tür seines Zimmers auf und übersah mit einem Blick den Raum. Kein Brief lag auf dem Schreibtische — auch auf dem Tische keiner, nein — nichts!

Also noch nicht gekommen, noch nicht ...

Und nun, nach zehn dieser schrecklichen Tage des Wartens war die Zuschrift endlich gekommen. Am nächsten Vormittag elf Uhr sollte er zur Probe erscheinen.

Die folgende Nacht konnte er keinen Augenblick Schlaf finden. Er lag da und warf sich im Bette herum. Seine Gedanken ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Sie kreisten beständig um den einen Punkt: „Hatte er Talent?" So sehr er sich auch bemühte, sich Mut zu machen, im innersten Dunkel seiner gepeinigten Seele lauerte der fürchterliche Zweifel, er hauste in der Verwirrung seines Hirns, und wohin er auch blickte, starrte ihm dieser wie das versteinerte Haupt der Medusa entgegen.

Nun kam die Entscheidung — das Äußerste, der Wendepunkt seines Lebens. Und wenn es nun doch nichts war? Alles aus ... vorbei? ... Am Morgen war er wie zerschlagen, die Augen brannten ihn, die Augenlider waren trocken und schwer. Das war eine lange Nacht gewesen!

Um sieben Uhr stand er auf. Das Dienstmädchen schlief

noch, die Stuben waren kalt, es dauerte eine geraume Weile, bis er endlich seinen Kaffee bekam. Dann legte er sich auf's Sopha und fing an, seine Rolle zu memoriren. Er hatte „Tartüffe“ gewählt. Aber es war ihm ganz unmöglich. Alles drehte sich in seinem Kopf. Er konnte es ebensogut sein lassen; es hatte jetzt doch keinen Zweck.

Er stand wieder auf, sah auf die Uhr, noch drei Stunden — dann war alles abgemacht, sein Schicksal entschieden! Drei Stunden!

Es klingelte, und er ging hinaus, um aufzumachen, im Glauben, daß es die Zeitungsfrau war.

Er öffnete und stand Hoff gegenüber.

Hoff hatte den großen Kragen seines Pelzes ganz um die Ohren aufgeschlagen und sah noch grauer aus wie gewöhnlich. „Bester Hög, seien Sie nicht gar zu böse ... denn eigentlich ist mein Kommen zu dieser Stunde eine Unverschämtheit. Ich habe nämlich meine Nacht mit einem Spaziergang in der Bredstraße beschlossen, und so kam ich, als ich an Ihrer Wohnung gerade vorübergehen wollte, auf den Gedanken ... mich bei Ihnen ein bißchen zu wärmen ... Aber es ist wohl noch gar nicht eingeheizt am Ende? ...“

„O doch ... Kommen Sie nur weiter.“

Sie gingen in Williams Stube und plauderten über gleichgültige Dinge. Die Unterhaltung wollte nicht recht vonstatten. Hoff war müde, sprach gedämpft und klagte über Rückenschmerzen.

„Nicht etwa ... daß ich diese Nacht unsolide gewesen bin! Nein, ich hatte gestern abend Gesellschaft bei mir — ein paar von den bewußten Kumpanen mit ihren Damen. Und als sie gingen, setzte ich mich hin und schrieb ein Idyll. Ich kann am besten Idylle schreiben mit dem Hintergrund von Schwelgerei und zwischen geleerten Flaschen. Man wird so verteufelt sentimental ... wenn man all dies Widerliche gesehn hat ...“

Er wärmte seine Hände am Kachelofen. „Und da das Wochenblatt gerade so was von mir gewünscht hatte..."

William antwortete mit einer gleichgültigen Phrase. Hoff fing wieder verschiedenerlei zu erzählen an, aber plötzlich unterbrach er sich und fragte, während er sich zum Feuer niederbückte: „Aber wie geht es Ihnen eigentlich?"

„Danke... Ich soll heute proben."

„Soo..." Hoff wandte sich um, sah William verstohlen an und drehte sich dann wieder dem Feuer zu.

„Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen da gerade ins Haus gefallen bin, aber ich wußte nicht, daß es heute war.."

Er stand auf, knöpfte seinen Pelz langsam zu, nahm Williams Hand, behielt sie etwas lange zwischen den seinen und ging dann. William begleitete ihn und machte die Entreetür auf.

Da nahm Hoff nochmals seine Hand und sagte warm und eindringlich: „Unter allen Umständen... wie's auch ausfallen mag, keine Dummheiten... Adieu Hög... Auf Wiedersehn!"

Nun ging er in dem kleinen neben der Bühne gelegenen Foyer des Theaters herum und wartete. „Der Herr Intendant kommen gleich," hatte der Portier gesagt, und nun wartete er hier schon über eine Viertelstunde. Ein Paar Choristinnen kamen lachend herein, beguckten ihn, steckten tuschelnd die Köpfe zusammen und gingen wieder. Auf der Bühne, die ganz dunkel war, hantierten ein paar Maschinisten mit Versatzstücken.

William besah alles aufmerksam: den Spiegel, an welchem das Quecksilber ziemlich schadhaft war, das Sofa ... in wie vielen Stücken hatte er dieses doch gesehn. Am Tage sah es gräßlich aus.

Ob sie nun nicht bald kommen würden?

William ging weiter von Stück zu Stück und besah alles: die Bücher im Bücherschranke — es waren nur Holzklötze mit bemaltem Rücken, und in die Schranktüren war kein Glas

eingesetzt ... natürlich ... Ach Gott, sie kamen immer noch nicht!

Dabei war es schon spät, wer weiß, ob überhaupt heut noch etwas aus der Probe wurde, dachte William, und so hatte er sich umsonst geängstigt ...

„Bitte, kommen Sie herauf," weckte ihn plötzlich eine Stimme aus seiner Versunkenheit. „Der Herr Intendant wartet oben," rief jemand von der Bühne her.

William fuhr zusammen. „Danke," sagte er. Der Herr, welcher soeben gesprochen hatte, verschwand wieder.

William mußte sich zwischen mehreren Versatzstücken hindurch Bahn machen, bis er die zur Bühne führenden Stufen fand. Endlich war er glücklich oben.

Verlegen blieb er stehn und drückte sich, mit dem Buch in der Hand, an eine der Kulissen. Nachdem er eine geraume Weile so gewartet hatte, erblickte ihn endlich einer der Herren, die weit zurückstanden. Dieser flüsterte einem älteren Manne in braunem Überzieher einige Worte zu, worauf dieser sich umwandte und William zurief:

„Wir kommen gleich ... einen Augenblick ... wir wollen nur noch ein paar Hintertreppen ausprobieren." Er hielt die Hände als Schallrohr an den Mund und rief in die Soffiten hinauf. Eine Treppe rutschte auf und nieder. Die andern Herren schielten zu William hin und flüsterten miteinander.

Dieser sah mechanisch einer alten Scheuerfrau zu, wie sie die Stühle im Parkett abwischte. Sie schlug die Klappsitze mit einem Knall in die Höhe — Reihe auf Reihe.

Mit der Treppe schien es nicht zu gehen, die Stimme des Intendanten schlug förmlich über, so schrie er durch die hohle Hand.

William fing vor Kälte zu zittern an; Hände und Füße waren wie von Eis — er hatte seinen Überzieher im Foyer liegen lassen. Die Scheuerfrau war jetzt schon bei den letzten

Parkettreihen angekommen ... das Auf- und Zuklappen klang nun friedlicher ...

Mit einem Male entdeckte William, daß der Intendant auf ihn zukam.

„Also Herr Hög," sagte er und kniff ein Monokel in sein rechtes Auge.

„Mein Name ist Hög," murmelte William, sich verneigend. Die Zähne klapperten ihm im Munde.

„Sie frieren," sagte der Intendant freundlich. „Sie hätten lieber Ihren Überzieher anbehalten sollen," und dann sich nach dem Zuschauerraum wendend: „Herr Regisseur!"

Der Kopf des Regisseurs tauchte im Orchesterraume auf. „Und Herr Andersen?"

Man hörte jemanden über Versatzstücke im Zwischengange stolpern und dann die zwei Stufen hinaufkrabbeln. „Eine verdammte Sparsamkeit, daß man sich partout Hals und Beine brechen soll, um eine Gasflamme zu ersparen," brummte Herr Andersen vor sich hin. Um seinen Hals trug er ein ungeheures Tuch gewickelt, welches das halbe Gesicht einhüllte, und seinen kahlen Schädel bedeckte eine schwarze Kappe. Er brummte noch etwas von langem Warten und Frühstück, dann erklärte er, daß er bereit war.

„Der junge Mann probt als Tartüffe," sagte der Intendant.

Herr Andersen begann seine Physiognomie von dem verhüllenden Tuche zu befreien. Dann räusperte er sich und spuckte dreimal aus. William gab ihm das Buch, und zeigte ihm die Seite. „Ich will bei der Szene mit Elmire anfangen." Andersen brummte etwas über Katzenaugen und kleine Schrift vor sich hin, worauf der Intendant ein paar Gasflammen an der Rampe anzünden ließ.

William hatte das Gefühl, als ob sich alles mit ihm im Kreise zu drehen anfing. Er sah, wie Andersen ein paar Stühle zurecht stellte, dann daß die Köpfe des Intendanten und des

Regisseurs unten im Parkett auftauchten. Aber alles wie durch einen Schleier. Er sah weiter, wie der Intendant sein Taschentuch hervorzog, um seinen Nacken zu schützen, und wie daneben der Regisseur seinen Pelzkragen ganz über die Ohren heraufzog.

Das war das Publikum.

„Bitte anzufangen," rief der Allgewaltige hinauf.

In einem Nu wurde es William ganz schwarz vor den Augen, und er hatte die Empfindung, als ob er umsinken sollte. Aber mit Aufbietung all seiner Kraft nahm er sich zusammen und versuchte anzufangen. Er holte tief Atem, öffnete die Lippen — aber kein Laut wurde hörbar. Sein starker Wille kämpfte mit seiner Zunge, die wie gelähmt war. — — Endlich bekam er den Ton heraus; Gott sei Dank, er hörte seine Stimme in dem weiten Raum ertönen ...

Aber im selben Augenblicke, in derselben Minute, wo er sie hörte, wußte er auch, daß er gerichtet war. Und während er seinem Unvermögen ins Antlitz starrte, legte sich die Lähmung wie ein Tuch über ihn.

Anfangs noch versuchte er, gegen diese Schlaffheit, dieses fürchterliche Müdigkeitsgefühl anzukämpfen. Aber es wurde ihm mehr und mehr unmöglich. Die Glieder waren schwer wie Blei, die Zunge förmlich dick in seinem Gaumen geworden.

Er deklamierte, wartete auf das Stichwort, antwortete, setzte sich, stand auf — aber alles wie im Schlafe.

Und tiefinnerst in ihm kämpfte und stritt es in wilder Verzweiflung. Er preßte die Hände zusammen, bot all seinen Willen auf, und in einem einzigen Augenblicke schien es ihm auch, als ob seine seelische Kraft die Gipsdecke des körperlichen Unvermögens sprengte, als ob er das Erlösende, was sich von dannen zu flüchten und von ihm zu weichen schien — doch noch greifen konnte — —

Aber die Illusion währte nur einen Augenblick. Er hörte seine eigene Stimme und sah des Intendanten Kopf, aber

nach und nach schien es ihm, als ob dessen Gesicht zu einer feindlichen lachenden Maske wurde mit einem Glase in der einen Augenhöhlung; eine große Maske, die immer näher und näher kam ... ihm ganz dicht auf den Leib rückte ...

Der Schweiß lief ihm in dicken kalten Tropfen von der Stirn. Er drückte wie im Krampf die Arme gegen die Brust, kämpfte noch eine Weile weiter; dann gab er es auf. Mit erhobenen Händen, als ob er eine unsichtbare Gottheit zum Zeugen seiner Ohnmacht machen wollte, stand er noch einen Augenblick im verzweifelten Schweigen da, dann stürzte er mit einem unverständlichen Ausrufe die Bühne hinab. Unten angekommen, hielt er einen Augenblick inne, stützte sich gegen die Wand, holte ein paarmal tief Atem und wollte weiter, hinaus ins Freie — als er im Gange auf die beiden Herren stieß. Der Intendant wußte nicht recht, wo er hinsehn sollte; er nahm aus Verlegenheit sein Monokel und putzte daran. Dann stotterte er ein paar Worte, die aber William kaum hörte.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Intendant," brachte William mit vor Tränen erstickter Stimme heraus, „aber ich weiß nicht, was ... ich ..."

Der andre putzte weiter. „Mißverstehen Sie mich nicht, lieber Herr Hög, ich meine nur ... daß ..."

„Ach, ich weiß ja selbst ... ich habe ja selbst gesehen, das es nicht ging," sagte William einfach.

„Nein ... es war ... war ganz merkwürdig ..." Der Intendant hielt wieder inne, suchte nach Worten und wiederholte dann: „Ganz merkwürdig ... denn etwas war dahinter ... ja es war ... etwas dahinter"

William antwortete nicht. Um seinen Mund spielte ein Zug, den man für ein Lächeln nehmen konnte. Er verneigte sich und ging.

Der Intendant starrte mit seinem eingeklemmten Monokel erstaunt nach der Tür, die sich hinter William Hög geschlossen hatte.

„Wirklich zu merkwürdig," sagte er wie in Gedanken.

„Ja ganz merkwürdig," wiederholte der Regisseur, „denn etwas war dahinter ... das glaube ich auch ..."

Darauf fingen die beiden Ehrenmänner von andern Dingen zu sprechen an.

William taumelte durch den Korridor wie ein Betrunkener.

Vor dem Theater erwartete ihn Hoff. Er ging in seinen Pelz gehüllt auf dem Trottoir auf und nieder und zwei, an einem Fenster des Nachbarhauses hinter Blumentöpfen sitzende, junge Damen hatten bereits darum gewettet, ob der „Gegenstand" blond oder brünett war ...

Er fing schon an etwas ungeduldig zu werden, stampfte von Zeit zu Zeit mit den Füßen tapfer auf, um sich warm zu erhalten und dehnte seine Promenade immer weiter aus.

Eben bog er wohl zum zehnten Male um, als sein Auge auf William fiel.

Dieser hatte gerade das Theater verlassen, und machte sich nun auf den Heimweg. Er ging gebückt, mit eingefallenen Schultern und gesenktem Kopfe. Als er sich Hoff näherte, starrte er ihn wie geistesabwesend an, erkannte ihn aber nicht. Hoff ließ ihn, ohne ihn anzureden, an sich vorübergehen. Dann drehte er sich um, und sah lange nachdenklich der zusammengeschrumpften Gestalt nach.

„Vorbei ..." murmelte er vor sich hin, und warf sich müde und fröstelnd in eine gerade vorüberkommende Droschke ...

Drittes Buch

Erstes Kapitel

William wußte nicht, wie er nach Hause gekommen war. Er legte wie im Schlafe seinen Überzieher ab, hängte ihn auf; sah im Kasten nach, ob Briefe da waren, und ging hinein. Im Speisezimmer stand Nina und putzte Silber; sie sprach zu ihm und er glaubte, daß er auch antwortete. Er trank gierig ein Glas Wasser am Büfett, dann ging er in die Wohnstube und setzte sich auf den kleinen Puff. Aber alles ganz mechanisch, unbewußt wie ein Nachtwandler.

Ein wenig später kam Nina herein, sie erzählte von ein paar Besuchen, die sie gehabt hatte, von ihrer Gesangstunde, von der Lehrerin, von dem Dienstmädchen, die eine Vase zerbrochen hatte. William antwortete nicht. Nina plauderte weiter, während sie mit dem Staubwedel an den vielen Nippsachen des Schreibtisches herumhantierte.

„Ja richtig, es war ein Bote von Gerson da, ob er heut abend herkommen könnte. Ich sagte, ich wüßte nicht, ob du nicht vielleicht etwas vorhattest ..."

William starrte schweigend vor sich hin.

„Denn es ist ja ..." setzte Nina fort, während sie sich nach dem Bruder umwandte, hielt aber plötzlich inne. In dem einen Blick erkannte sie, was vorgefallen war. „William! Du hast heut Probe gespielt ... und ..." Sie stockte und wiederholte darauf tonlos: „Du hast heut' Probe gespielt!"

William rührte sich nicht. „Ich wußte es ..." sagte sie leise und plötzlich stürzten ihr Tränen aus den Augen und liefen langsam die Wangen hinab.

Sie ging zu ihm, setzte sich neben ihn und streichelte sein

Haar, das ihre Tränen benetzten. Aber er blieb weiter unbeweglich. Sie faßte seine Stirn an, die glühend heiß war und kühlte sie mit ihren Händen, streichelte zärtlich seine Wangen, und lehnte ihren Kopf gegen den seinen.

Aber all das riß ihn nicht aus seiner Lethargie. Es war, als ob er in seiner Starrheit immer mehr und mehr zusammensank und Nina wurde es plötzlich himmelangst zumute, als ob sie den Tod zwischen den Händen hielte.

Sie flüsterte ihm alle Kosenamen zu, die ihr auf einmal, Gott weiß woher, kamen, zärtliche Beinamen von der ersten Kindheit. Sie schlang ihre Arme um ihn, und wiegte ihn wie ein Kind, während sie nicht aufhörte, ihm die innigsten Trost- und Liebesworte zuzuflüstern.

Plötzlich stand William auf und machte eine Bewegung, als wollte er hinausgehen.

„Bleib lieber hier, William," sagte Nina, „ich will ganz still sein ..."

„Nein ... ich ... ich muß allein sein ..." Die Worte klangen wie ein gebrochenes Echo. Er wandte sich nach der Tür.

Nina stand ebenfalls auf. Sie umschlang ihn nochmals: „Armer Junge ... wie du leidest ..."

Da überflog ein schmerzliches Lächeln seine Züge: „Ja, mir ist nicht gut zumute!"

Dabei schlug er die Augen auf, sein Blick war matt und wie erloschen. Nina drückte ihn in ihrer Herzensangst fester an sich: „Kannst du nicht weinen?" William schüttelte den Kopf: „Laß mich bitte ... ich muß allein sein! —"

Er schleppte sich förmlich nach der Tür seines Zimmers und schloß diese hinter sich ab. Sein Blick traf im Spiegel über dem Sofa sein eigenes Gesicht und er starrte ein paar Sekunden dieses graubleiche Antlitz mit den alten Zügen an, als ob es das eines Fremden wäre. Ein Zittern durchfuhr seinen Körper

und mit einem schluchzenden Aufstöhnen sank er auf den Stuhl vor dem Schreibtische.

Seine Gedanken begannen zu erwachen. Aber als ob diese nicht die Kraft hatten, die fürchterliche Last der Niederlage zu tragen, den stechenden Seelenschmerz, der ihn durchbohrte, zu überwinden, verloren sie sich bei ihrem Erwachen in ferne und blasse Erinnerungen an die unbedeutendsten Dinge. Die Gedanken flüchteten wie instinktmäßig vor dem vernichtenden Schlage; sie wichen gleichsam aus und glitten in die fernliegendsten Phasen seines Lebens hinaus, da wo sie nicht fürchten brauchten, der Vernichtung in das versteinernde Antlitz zu sehen.

Seine früheste Kindheit zog an ihm vorüber; er suchte sich die Gesichter seiner Kindermädchen ins Gedächtnis zu rufen. Da war Mine ... wie gut er sich ihrer erinnerte! Sie hatte ein Glas Rotwein auf seine neue Samtbluse vergossen, wofür sie von der Mutter Schelte bekam ... aus Wut hatte sie ihn nachher geschubst und gekniffen ...

Aber die Bluse war ruiniert ... Die Knöpfe davon wurden nachher an einen Paletot genäht ... Es war ein schöner Paletot mit Verschnürungen von oben bis unten besetzt und dazu bekam er ein paar Halbstiefel aus Kopenhagen ... Dies waren die ersten Halbstiefel in Randers ... die Leute auf der Straße drehten sich nach ihm um, und sahen ihm nach, wenn er von dem Mädchen spazieren geführt wurde! ... Dann fiel ihm die Tanzstunde ein, die kleine Harriet und die Spiele auf dem großen Hofe. All die alten Bilder stiegen vor ihm auf; aber er sah sie nur mit einem wunderlich schlaffen Blicke, sozusagen mit halbem Auge ...

Und plötzlich konnten auch diese Bilder erlöschen und seine Gedanken verstummen, gleichsam wie flatternde Vögel unter einem Schlangenblick versteinern: das Herz in ihrer Brust hört auf zu schlagen und während sie in einem letzten ohnmächtigen

Versuche zu entfliehn, vergeblich ihre kraftlosen Schwingen regen, erstarren sie unter dem versteinernden Blicke ... hilflos ... rettungslos ...

Und William selbst sank wie gebrochen in sich zusammen und starrte stumpf seiner Verzweiflung ins Angesicht.

Aber eine Weile nachher erweckte ihn ein stechender Schmerz aus seiner Stumpfheit. Seine Niederlage kam ihm ins Bewußtsein.

Nun war es aus und vorbei! Die Schlacht verloren!

Er überblickte in Gedanken die Walstatt, wo seine gefallenen Hoffnungen lagen, Reihe an Reihe, vom Blitze niedergemäht ...

Aus ... vorbei!

Und er maß seine eigene schlappe Kraftlosigkeit; seine Gedanken untersuchten gleichsam das gesprungene Uhrwerk ...

Müde fiel sein Kinn auf den Schreibtisch nieder; es war ihm, als ob seine Glieder gebrochen waren, nicht mehr zusammenhielten.

Denn mit diesem Tage war es vorbei mit seinem Leben; und tausendmal fragte er sich selbst, wie es nur möglich war, daß es so kommen konnte! ... Wie ... wie?

Er suchte sich vor allen weiteren Fragen zu flüchten, aber alle Wege waren verrammelt, alle Türen geschlossen!

Wo sollte er sich hinflüchten, wo diesen qualvollen Gedanken entrinnen? Wohin, du großer Gott!

Alles, alles war ja darauf aufgebaut gewesen! Hatte sich dies nicht in sein Leben verwebt, wie feine Fäden, die zu einem Netze verknüpft sind? Wenn man dieses nun herausschnitt, so war ringsum blutendes Fleisch ...

Ja, all seine Träume, alle Hoffnungen, sein ganzer Lebensinhalt fiel zusammen wie ein Kartenhaus.

Und ein Bild trat vor seine Augen: jener erste Tag in Sorö, wie er durch die Klosterpforte eingetreten war, der Wind fegte

durch den stillen Park ... die Blätter tanzten um die uralten Eichenwurzeln in der stolzen Allee seiner Ahnen ...

William wand und krümmte sich förmlich unter dieser Erinnerung.

Nein — nein ...!

Er setzte sich wieder auf. Er wollte versuchen, seiner Gedanken Herr zu werden, sie in andere Bahnen zu leiten.

Aber es gelang ihm nicht, immer wieder kreisten sie um denselben Punkt. Welche Erinnerung sprach ihm denn nicht von jenem, was den Grund seines Lebens ausmachte? Dem Boden, auf welchem er alles andere aufgebaut hatte!

O Gott, diese fürchterlichen Nächte, wenn er Halluzinationen hatte: Hundert Stimmen riefen nach ihm, lange Hände streckten sich nach ihm aus, Ratten liefen über sein Bett und sein Gesicht — —

Ja — er hatte gekämpft, das weiß Gott! Und er hatte gesiegt, er hatte sich dazu gezwungen, gesund zu sein. Nun war es aber vorbei mit seiner Kraft ... nun wußte er, daß sein Leiden wieder Macht über ihn bekommen würde, nun kam alles wieder: die Halluzinationen, die Erscheinungen, die Verrücktheit, und es war aus mit ihm, vorbei ...

Der Auftritt im Theater lebte wieder vor ihm auf und diese Erinnerung drückte ihn wie ein Alp, es war zu fürchterlich gewesen! ... Diese übermenschliche Anstrengung, dieser Kampf mit dem großen Unmöglichen ... Er hatte seinem Mangel an Begabung ins Antlitz gesehn. Das sah er nun klar. Aber warum erst jetzt? Warum ...

Seine Gedanken hatten ihm ja doch Tag und Nacht das Schreckgespenst des Unvermögens ausgemalt, waren um Zweifel und Angst gekreist ... alle diese viele langen Jahre hindurch ... gleichsam als hätte er es vorausgeahnt, was nun geschehen war! ...

Langsam rückte ihm die letzte Wahrheit auf den Leib: Er

hatte sich selbst betrogen, sich betrogen — und es gewußt. In den verstecktesten Falten seines Innern traf er seine Feigheit.

Das war das richtige Wort: Feigheit ... feige, feige war er gewesen! ...

Seine Gedanken wanderten zwischen den Ruinen umher, und das Bild vom Schlachtfeld kehrte ihm wieder ins Bewußtsein zurück; aber da gab es kein Blut, keine zerschossenen Fahnen! Ein Nebel lag über dem Ganzen, ein grauer Nebel, ein Halbdunkel, in dem man über stille Leichen stolperte.

Und wohin er auch zurücksah, begegnete er demselben Bilde. Das Licht war über geschleiften Wällen erloschen.

Der letzte Høg war ein Don Quichote gewesen — der gegen Windmühlen gekämpft hatte. „Don Quichote." Das war amüsant — — wirklich sehr amüsant — —

Williams Kopf fiel wieder schwer auf den Tisch nieder. So saß er stundenlang in dumpfem Brüten. Und in jenen stillen Stunden, wo er angstvoll und schaudernd in den bodenlosen Abgrund seines Unvermögens starrte, wurde das Beste in ihm ertötet.

— —

Als er endlich zu sich kam, war es bereits ganz dunkel geworden. Das Bewußtsein kam ihm nach und nach in voller Klarheit zurück, aber gleichzeitig als kalte Leere. Müde lächelnd raffte er sich auf, wusch sich, machte sich ein wenig zurecht und ging dann ins Speisezimmer.

Weder Nina noch Sophie wagten ein Wort zu sagen, sie sahen bloß gleichzeitig auf, senkten aber sofort wieder den Kopf über ihre Arbeit, und fuhren schweigend fort zu nähen.

Auch William sprach nicht; man hörte nur das Öl in der Lampe kochen und ab und zu einen Windstoß gegen die Fensterscheiben peitschen. William setzte sich auf seinen Lieblingsplatz, den kleinen Puff in der halbdunklen Ofenecke und lehnte den Kopf gegen die Wand.

„Hier ist etwas Roastbeef," sagte Sophie endlich und sah von ihrer Arbeit auf.

„Danke ... ich bin nicht hungrig," sagte er, ohne seine Stellung zu verändern.

Es wurde wieder ganz still. Die Schwestern sahen ab und zu scheu und verstohlen nach dem Bruder hinüber, er starrte wie geistesabwesend vor sich hin und bewegte dazu, wie maschinenmäßig, den Kopf hin und her.

„Wie stürmisch es ist ... der reine Orkan," sagte Nina.

„Ja, es ist schlechtes Wetter geworden ... es friert auch."

Sie saßen wieder schweigend da. Sophies Tränen fielen langsam, eine nach der andern auf die Serviette nieder, die sie säumte. Nina hatte sich bis jetzt gewaltsam zusammengenommen, aber mit einem Male griff sie schnell nach dem Taschentuch, und wischte sich immerfort die Nase, um ihr Weinen zu verbergen.

William war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. Plötzlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben und schritt auf die Tür zu.

„Gute Nacht!" sagte er.

„Gehst du schon?" fragte Nina angstvoll.

„Ich will ... mal nach Gerson sehn."

„Bei diesem Wetter? ..." Er antwortete nicht und ging hinaus. — — —

Es war ein heftiges Schneegestöber und es stürmte derartig, daß man kaum vorwärts kommen konnte. William kämpfte die Bredgade entlang tapfer gegen Wind und Wetter an. Der Sturm schlug ihm ins Gesicht, er konnte gar nichts sehen. Die kalten Peitschenschläge taten ihm wohl, er fand es herrlich, diese nassen kühlenden Schläge ins Gesicht zu bekommen.

Am Sankt Annaplatz vorbeizukommen war fast unmöglich. William wurde gegen die Häuserreihe geworfen und konnte weder vorwärts noch zurück. Noch schlimmer war es um die

Ecke zu kommen. Die Steinbrücke war so glatt wie eine Eisbahn und der Wind wirbelte um die Straßenecke wie ein Kreisel. William suchte sich mühsam vorwärts zu arbeiten. Mit gesenktem Kopfe und vorgeschobenen Schultern bohrte er sich förmlich durch den Wind weiter. Zuletzt kroch er mehr als er ging, sich dabei an die Häusermauern stützend. Und so erreichte er fast schleichend das Haus, in welchem Gerson — der erst kürzlich umgezogen war — bei einem Onkel wohnte. — Als er in den hellen gemütlich warmen Treppenflur trat, umfing ihn ein lebhaftes Wohlbehagen. Dieser Raum mußte zu jeder Zeit einen behaglichen Eindruck machen, aber wenn man so von draußen kam, empfand man es doppelt. Auf den Absätzen der breiten Treppe standen große Pflanzengruppen; ein roter Teppich bedeckte die Stufen. Gerson wohnte im dritten Stock. William ging mitten auf dem dicken Teppich, es trat sich so weich und mollig. Endlich war er oben angelangt und klingelte. Ein Dienstmädchen öffnete.

„Ist Herr Gerson zu Hause?"

„Nein, der junge Herr ist mit der gnädigen Frau ins Theater gegangen."

William stand eine Weile in Gedanken. „So ... ins Theater, sagte er, das Mädchen, die, mit der Hand an der Entreetür, wartend dastand, wie geistesabwesend anstarrend. „So ... ins Theater," wiederholte er und ging. Erst auf dem Treppenabsatz, als die Zofe die Tür schmetternd ins Schloß warf, rief er zurück. „Grüßen Sie, bitte."

Das Wort „Theater" hatte ihm förmlich den Atem genommen, und er fiel einen Augenblick ganz zusammen. Aber sein müdes Gehirn war jeder Gemütsbewegung unfähig, es kam ihm nicht ganz zum klaren Bewußtsein, sondern nur wie ein vages, schmerzliches Nachdonnern.

Er las beim Hinuntergehen die Namen, die auf den Türschildern standen. Es waren lauter feine Leute, die hier im

Hause wohnten! im zweiten Stock ein Kammerherr, im ersten ein Baron. Unten an der Entreetür des Hochparterre war ein großes Messingschild angebracht, der Name darauf sehr verschnörkelt eingraviert. Er bückte sich, um ihn zu lesen.

„Gräfin Hatzfeldt."

Was, wohnte die hier? Davon hatte er ja keine Ahnung gehabt! Er krämpfte den Kragen herauf und ging langsam die Treppe hinunter auf die Haustür zu.

„Ein schreckliches Wetter," sagte der Portier, der den Schnee von der Schwelle draußen wegfegte.

William nickte und ging wie geistesabwesend von dannen. Aber der Sturm schlug ihm entgegen und drückte ihn gegen das Portal, das sich hinter ihm geschlossen hatte. Er machte einige vergebliche Versuche vorwärts zu kommen, und blieb dann stehn. Der Schnee peitschte ihm ins Gesicht, ohne daß er es merkte, er stand ein paar Augenblicke in Gedanken verloren da, — dann klingelte er wieder. Hastig schritt er die Stufen zum Parterre hinauf. — — —

„Frau Gräfin ist zu Hause." Der Diener half ihm den Überzieher ausziehn und öffnete die Tür auf eine eigene diskrete Weise.

„Frau Gräfin sind in ihrem Boudoir."

William wurde ganz verwirrt und zögerte einen Augenblick. „Danke," murmelte er und blieb stehen. Der Diener zeigte auf eine gelbe Portiere und sagte: „Dort..."

Im selben Augenblicke schob eine Damenhand den Vorhang zur Seite, und Gräfin Hatzfeldt wurde im Türrahmen sichtbar. Der Diener ging.

Die Gräfin sah lächelnd William an, der verlegen und nervös an seinem Handschuh zupfend dastand.

„So kommen Sie endlich!" sagte sie, ihm die Hand reichend, während sie die Portiere losließ. „Diesen Tag muß ich im Kalender rot anstreichen!"

Sie begaben sich in das Boudoir. Wider seinen Willen holte William tief Atem, dabei den Mund öffnend, als ob er nach Luft schnappte, das Zimmer war stark von Veilchenduft erfüllt.

„Ist es Ihnen vielleicht hier zu sehr parfümiert?“ fragte die Gräfin.

„Ach nein, nein ...“

Gräfin Eva saß in den roten Divan zurückgelehnt und spielte mit ihrem Haar. Sie hatte den goldgelben Lichtschirm etwas zur Seite geschoben, so daß das Licht auf Williams Gesicht fiel. Und während sie gewandt von den verschiedensten Dingen plauderte, bemerkte sie das wunderliche Beben seiner Wangen und fragte sich, was wohl mit ihm vorgegangen sein mochte, daß er sie zu dieser Stunde besuchte, und in dieser Weise.

William war forciert lebhaft. Er sprang nervös von Thema zu Thema, spöttelte über gemeinschaftliche Bekannte und schwatzte darauf los.

Aber plötzlich erlosch diese Munterkeit, und er fiel zusammen; die Gräfin mußte die ganze Zeit allein die Kosten der Unterhaltung bestreiten, die Pausen durch förmliche Monologe bekämpfen, während William nur mit einem „Ja“ oder „Nein“ antwortete. Er beobachtete nachdenklich das Spiel des Kaminfeuers auf dem Teppich; manchmal glitt der Schein ganz weit über die Rosenbuketts, dann fiel er auf das schwarze Pantherfell davor, das förmlich erglühte ... Wie warm es wohl sein mußte!

Mit einem Male ertappte er sich dabei, daß er auf eine Frage ganz verkehrt geantwortet hatte, und fuhr von seinem Sitze auf. „Sie müssen mir nicht böse sein!“ sagte er ganz unvermittelt, sich die Hand vor die Augen haltend.

„Böse?“

„Ja, daß ich gekommen bin,“ er zögerte, als kämpfe er mit sich selbst.

„Sie müssen nicht böse sein," wiederholte er, „es war... es war... weil — —"

Er vollendete den Satz nicht, sondern ging auf die Tür zu.

„Hög," rief die Gräfin und sprang ebenfalls auf, „was ist Ihnen geschehen?"

William antwortete nicht. Er hob nur den Kopf und sah sie an. Wie groß und schön sie doch war, wie sie so vor dem Divan stand!

„Es ist mir heut schlecht ergangen," sagte er dann leise.

„Und wo wollen Sie jetzt hin?" fragte die Gräfin, ein paar Schritte auf ihn zugehend.

Wo er hin wollte? Wo er hin wollte?

Die Gräfin erschütterte es förmlich, welche hilflose Verzweiflung über ihm lag. Sie trat an ihn heran, und plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals.

„Warum wollen Sie mir nicht sagen, was Ihnen geschehen ist?" sagte sie sanft, und als er nicht antwortete, fügte sie hinzu: „Sie sind ja doch deshalb... nur hergekommen — —"

William begegnete ihrem warmen Blicke, der in dem seinen ruhte; seine Lippen bebten und mit einem Seufzer schmiegte er sich zitternd an ihre Brust. Keiner von ihnen sprach. Die Gräfin streichelte sanft sein Haar, und wartete, den Arm um seinen bebenden Körper geschlungen — —

Dann führte sie ihn langsam zum Kamin hin, setzte sich auf einen niedrigen Puff und er glitt auf das Pantherfell zu ihren Füßen nieder und legte den Kopf auf ihren Schoß. Sie neigte sich zärtlich über ihn und fuhr mit der Hand streichelnd über sein Haar —

Er fühlte die Wärme, den Duft ihrer Locken und ihre Hände auf seinem Haar... Er seufzte und flüsterte leise Worte — — — flüsterte wieder und fing zu weinen an.

Unter heftigem Schluchzen begann er abgerissen zu erzählen, wie ein Kind, wenn es seiner Mutter beichtet. Er hob

das tränenüberströmte marmorbleiche Gesicht zu ihr auf, und erzählte stoßweise, halb flüsternd — alles, alles, was geschehen war — — Er wälzte die Last, die Bürde von seinem Herzen hinunter, er klagte; er klagte an...

Alles, alles, was er gelitten! Wenn sie wüßte, wie er gearbeitet hatte... Nacht und Tag... und Tag und Nacht... Ach die Stunde, in der es ihm zum Bewußtsein gekommen war!... Camilla wars gewesen, die es in ihm geweckt... und er hatte es für eine Offenbarung genommen! Und nun hatte es versagt — — versagt — — getrogen — — —

Der Mann in William verschwand mit diesem rieselnden Tränenstrom; seine Willenskraft wurde fortgespült. Jetzt, wo nun doch alles aus, wo der entscheidende Schlag gefallen war, wurde seine Energie zum Klagen eines Kindes.

Die Gräfin stand auf, und legte seinen Kopf behutsam auf das Kissen.

„Gehen Sie nicht von mir!" bat er flehend.

„Kind," sagte sie sanft und leise. Da flog zum erstenmal ein Lächeln über seine Züge.

„Ich will Ihnen etwas vorspielen und dann trinken wir Tee zusammen..."

Was für eine sanfte Melodie das doch war, wie weich und einlullend! Es wirkte so beruhigend auf ihn... O, wie lange er sich nach Ruhe gesehnt hatte... wie lange!

Er hob den Kopf und sah die Gräfin an. Sie saß im Dunkeln, das Licht fiel nur auf ihre Arme. Von den weiten Ärmeln ihres Morgenrocks entblößt liefen sie glänzend über die Tasten hin... rund und weich wie Schlangen, die sich wanden und bogen; sie schienen mit den Tasten zu spielen...

Er erinnerte sich daran, wie Camilla in der Kirche vor ihm gespielt hatte. Ach, wie lange war das her!

Nein diese weißen Arme... wie Schlangen...

Die Gräfin hielt inne. Einen Augenblick blieb sie noch wie

im Nachdenken versunken sitzen, dann erhob sie sich und kam lautlos über den Teppich auf William zu. Sich auf ihren früheren Platz niederlassend, nahm sie seinen Kopf zwischen ihre Hände, und flüsterte gedämpft: „Nicht wahr, das tut wohl, es beruhigt?..." „Ja." Ihre Blicke trafen sich und ruhten lange ineinander. Dann glitt ein plötzliches Aufleuchten über Williams Gesicht, und sie lächelten beide...

Er erhob sich halb, und beständig einander in die Augen sehend, preßten sie brennend Lippe auf Lippe.

Zweites Kapitel

Ein Kind wars, das Gräfin Hatzfeldt zu ihrem Geliebten gemacht, und die Hilflosigkeit dieses Kindes hatte es in ihre Arme geführt.

Denn derselbe Jüngling, der in himmelstürmender Phantasie die Zukunft eines Geschlechts hatte wiederaufbauen wollen und nun entsetzt seiner Ohnmacht ins Angesicht starrte, war in der Schlaffheit der Reaktion zu einem hilflosen Kinde geworden.

Und so war er der Gräfin Hatzfeldt begegnet.

Niemand wußte, wie alt Gräfin Eva war, einige meinten fünfunddreißig, andere vierzig; ihre Bewunderer behaupteten, daß sie unmöglich älter als dreißig sein konnte, boshafte Konkurrentinnen dagegen, daß sie schon hoch über vierzig war.

Über die Zeit vor ihrer Ehe schwebte völliges Dunkel, denn daß sie ursprünglich Gouvernante gewesen und mit einer englischen Familie nach Paris gekommen sein sollte, wo sie sich den alten holsteinischen Aristokraten ergattert hatte, waren doch wohl bloß Gerüchte, die aus dunklen Reminiszenzen von „Mrs. Audleys Geheimnis" zu stammen schienen.

Sicher war nur, daß der Graf Hatzfeldt wirklich existiert

hatte, und nun sein Bild in dem, mit dem Bande des Johanniterordens geschmückten, Frack auf einer prachtvollen Staffelei im Boudoir der schönen Witwe aufgestellt war.

Nach dem Tode des Gatten — sie waren nur dreiviertel Jahr verheiratet gewesen — hatte sich Frau Eva so etwa beinahe überall aufgehalten; eine Zeitlang in Petersburg, in Neapel und in Wien, besonders aber in Paris und Rom, nur London schien sie gemieden zu haben. Nun war die Gräfin wieder nach Dänemark gekommen, und die unverwüstlich schöne Frau, deren graue Augen gerade so glanzvoll wie je strahlten, und deren aschblonde Locken — trotz veränderter Mode — wie früher frei das Antlitz umspielten, hatte mit Leichtigkeit ihre alten Verbindungen in der Gesellschaft wieder angeknüpft.

Es ist wohl wahr, daß sie mehr von den Herren wie von den Damen geschätzt wurde, und daß man ein bißchen über ihre Manie für die Jugend spöttelte, über den Eifer, mit welchem sie beständig die Söhne und Töchter ihres Umgangskreises in Wohltätigkeitsbazaren, Dilettantenaufführungen und tausenderlei Arrangements bei Festlichkeiten beschäftigte; ja, man war so weit gegangen, ihre luxuriösen Salons „Hühnerhof" zu nennen. Aber, du lieber Gott! das waren ja so harmlose, unschuldige Sachen und zeigten nur, wie schief eine Frau beurteilt werden konnte, die, wenn auch selbst über die erste Jugend hinaus, noch jung genug geblieben war, um an den Vergnügungen der Jugend Gefallen finden zu können!

An dieses Weib klammerte sich William Høg und sie war ihm wie eine Mutter. Wie suchte sie nicht seinen Kummer zu verscheuchen, seine Klagen zu mildern! Wie glücklich und traulich waren die ersten Abende! Er erzählte ihr alles, sprach sich vor ihr mit einer hingebenden, kindlichen Vertraulichkeit, die nichts verbirgt, aus. Mit dem Kopf auf ihrem Schoß lag er auf dem Pantherfell zu ihren Füßen, während ihre weiche Hand über seine Wangen und Haare glitt, und wenn er sein Gesicht

zu ihr aufhob, begegnete er ihrem milden, unbeschreiblich zärtlichen Blicke.

„Küsse mich," sagte sie dann sanft, legte die Arme um seinen Hals und küßte seine Stirn. Er aber suchte ihren Mund, und obgleich sie zuvor widerstrebte und ihn ein Kind schalt, brannten ihre Lippen doch, wenn sie die seinigen berührten.

Er fühlte die neuerwachende Lebensfreude des Rekonvaleszenten bei dieser zärtlichen Pflege und fand fast einen eigenen süßen Reiz an seinem Schmerz und Kummer. Er kam ja damit zu ihr wie ein Kind zur Mutter und sie richtete ihn auf und nahm ihn in ihre Arme. Und wenn er weinte, tröstete sie ihn, und seufzte er, so erstickte sie seinen Seufzer mit dem Kuß einer Mutter.

Aber gar bald wurde die mütterliche Liebkosung zur glühenden Umarmung der Geliebten und diese — zu einem Kapua für die Legionen, die bei Cannä geschlagen worden waren.

Nun war ihm nur Gräfin Eva geblieben und er wurde zu Wachs in ihrer Hand.

Jetzt gab es neue Aufregungen, Gemütsbewegungen — neue Nervosität! Es kam eine Zeit, wo er über diese Liebe in Phantasien schwelgte. Seine große Enttäuschung, sein Kummer bildete den düstern Hintergrund seines Liebesgenusses... Er legte den Weltschmerz eines Heine hinein und dachte an Alfred de Musset und George Sand. Würde er nicht auch sterben wie Musset, von diesem wilden Feuer verzehrt, das selbst seine Träume heißer machte, all seinen Willen verschlang, sein Denken aufsaugte? Ach, wenn er doch auch sterben könnte! Denn außerhalb lag nur das große Nichts — Verzweiflung — Elend. Nur in ihrer Liebe war Leben! — —

Dann konnte sie wieder momentelang nur Mutter sein, ihn ganz wie ein Kind behandeln! Sie küßte ihn sanft auf die Stirn, ihm dabei mit einem Blicke reinster Mutterliebe mild zulächelnd. Und plötzlich konnte ein wehmütiger Tau den Blick

verschleiern, und sie seufzte schwer auf. So blieb sie den ganzen Abend: nur „Mutter". Sie spielte ihm Schumanns Kinderszenen vor, oder sie plauderte mit ihm in einer weichen zärtlichen Weise, wie man Kindern Märchen erzählt. Wollte er dann etwa eines von Mussets Gedichten vorlesen, bat sie: „Nein, nicht das," sondern wählte selbst Lamartines „Jocelyn", oder Oktave Feuillets Idyllen. Aber selbst dabei konnte sie ihn plötzlich bitten, aufzuhören, wie von irgend etwas unangenehm berührt.

Zu anderen Zeiten wieder war sie ganz die „große Dame", kalt, überlegen und ruhig. Sie empfing ihn nicht allein, sondern nur mit andern zusammen. Dann saß sie mitten in ihrem Kreise wie eine Herrscherin; sie sah ihn nicht, schenkte ihm keinen Blick. Aber auch die andern schien sie kaum zu sehen, Kälte, Vornehmheit in jeder Bewegung...

Während er sie dann verstohlen betrachtete, sie unablässig unter hundert Vorwänden umkreiste, auf einen Blick von ihr lauerte, ein Lächeln hinter dem Fächer, ein einziges jener Zeichen, die die Boten der Liebenden sind — begegnete er beständig derselben hoheitsvollen Juno, die gleichmäßig ihr kaltes verbindliches Lächeln austeilte.

An anderen Tagen wieder war sie „schmachtend" und lag mit halb geschlossenen Augenlidern da, wie eine schlummernde Haremsdame, träge und müde... Sie sprach gedämpft, wenn sie überhaupt sprach, als ob es ihr Mühe machte. Das Boudoir war ganz verdunkelt, und sie lag in lichten losen Gewändern auf der roten Chaiselongue, während die langen Locken auf das Kissen fielen.

Dazwischen konnte sie plötzlich einen zwingenden Drang fühlen, ihr Verhältnis zu William dadurch zu legitimieren, daß sie Nina und Sophie an sich knüpfte, wie wenn sie diese als keusche Schutzwehr zwischen ihn und sich aufstellen wollte...

Man lobte die Gräfin Hatzfeldt sehr ob ihrer aufopfernden

Fürsorge, die sie den verlassenen Kindern widmete, sie führte diese überall ein, protegierte sie, war ihnen eine Mutter...

Dann hatte sie zeitweise wieder schwermütige Anwandlungen, in denen sie ihn öfters lange mit wehmutsvoller Zärtlichkeit ansah. Fragte er sie nach dem Grunde ihrer Traurigkeit, — so wich sie ihm aus, versuchte matt zu lächeln und ihm ihre Schwermut zu verbergen. Wenn er weiter in sie drang und ihr das Geständnis der Ursache ihres Kummers durch Liebkosungen abzwingen wollte, konnte sie plötzlich in Tränen ausbrechen: sie sei alt, am Herbst des Lebens angelangt, und konnte ihm doch nichts mehr geben, der in des Frühlings Morgenfrische stand... Und dann erfüllte diese Liebe sie auch mit Reue!...

So wechselte ihr Wesen und blieb beständig neu; Williams Leidenschaft aber, die sein ganzes Leben geworden war, wuchs und wuchs und verschlang ihn völlig.

Da war nichts mehr von der Mutter zurückgeblieben, sie war nur seine Geliebte ganz und gar — er liebte sie... liebte sie wie jene Menschen, die die Liebe verzehrt hatte. Denn auch ihn verzehrte diese Leidenschaft. Im Anfang hatte er sich wohl heraufgeschraubt, einen Teil dieses Feuers mit seiner Phantasie zur Glut geschürt, aber Gräfin Evas Raffinement warf immer frischen Brennstoff in die Flamme und fachte sie zum lichterlohen Brand, zu immer neuem Brand...

William jagte und irrte in der versengenden Wüste einer sterilen Leidenschaft umher, wo die Sonne wie ein fahler Mond hinter den vom Sirokko aufgewirbelten Sandwolken stand... Und wenn er zusammenzubrechen drohte, zeigte ihm die Gräfin der Fata Morgana Herrlichkeiten mit grünen Oasen und erquickenden Quellen...

Aber die Quellen waren verpestet und unter den Palmen hausten Schlangen...

Mitunter konnte William ganz müde zusammenfallen und wie verstört um sich herumstarren, als wollte er sich nach Hilfe,

nach Rettung umschauen. Aber wohin er auch sah — fand er nur Hoffnungslosigkeit, die Wüste in großen Linien...

Überall starrte ihm nur Leere entgegen, Leere und Verzweiflung.

Manchmal konnte er plötzlich in seinen Liebkosungen innehalten, und während er sie ansah, kam etwas stumpfes, ersterbendes in seinen Blick; er wurde so angstvoll, todeswund, wie der Blick eines Tieres, das in innerer Verblutung zusammenbricht... Ganz plötzlich konnte das so über ihn kommen, während sie in zärtlicher Umarmung zusammen dasaßen; die Hände, die er um ihren Hals geschlungen hatte, fielen schlaff hernieder... seine Lippen wurden kalt, die Flamme in seinen Augen erlosch: eine Schlappheit mit gesprungenen Federn. Er glaubte nicht an ihre Liebkosungen, war nicht überzeugt. — Sie konnte sich gar nicht erklären, was so auf einmal zwischen sie getreten war!

Er aber sah klar, daß er ein Sklave geworden war, von einem Kinde war er zum Knecht geworden. Er sah, daß er nie, nie ein Mann in dieser Liebe gewesen, daß er schwach und machtlos war. Er fühlte die Ketten, sie drückten ihn, — aber er blieb. — Sie hielt ihn gut fest. Wie man — eine Zitrone in ein Glas Zuckerwasser pressend — diese noch einige Augenblicke in der Hand behält, ehe man sie fortwirft, damit einem die letzten Tropfen nicht verloren gehn, so hielt Frau Eva William, während er unter den Fesseln zusammenschrumpfte.

Zu Haus war er reizbar und verstimmt. Nina und Sophie litten schwer darunter, ihn so sich aufreiben zu sehen.

Bald ging er überhaupt nicht mehr aus, er mied jedermann und auch die Gräfin konnte ihn nicht bewegen, sie in Gesellschaft zu begleiten.

Eines Tages hatte sie ihm ein Rendezvous im Park von Frederiksborg gegeben. Sie sollten von da in ihrem Wagen nach Valby fahren.

William wartete eine halbe Stunde über die verabredete Zeit hinaus, als sie auch dann nicht kam, ging er. Er nahm es ziemlich ruhig auf, da er an die Launen der Gräfin gewöhnt war und es längst aufgegeben hatte, ihr etwas übel zu nehmen.

Als er ein paar Schritte gegangen war, sah er Hoff die Allee hinuntergefahren kommen. Er saß wie gewöhnlich ganz zusammengekauert in der Wagenecke und sah bleich und eingefallen aus. Trotz des milden Wetters hatte er den Pelzkragen hoch bis über die Ohren aufgeschlagen. William machte Miene, an ihm vorbeizugehn — es war lange her, seit sie sich zuletzt gesehen, eigentlich nicht seit der Probe... Er wollte am liebsten vermeiden, mit ihm in ein Gespräch zu kommen...

Aber Hoff hatte sofort, als er ihn erblickte, den Wagen halten lassen.

Nun ging es nicht anders, er mußte stehen bleiben.

„Wollen Sie nicht einsteigen und ein bißchen mit mir kommen?"

„Nein, danke... ich muß nach der Stadt..."

„So... na, übrigens ist es auch viel gescheiter, bei diesem Wetter zu gehn... Kutscher, fahren Sie mit meinem Pelz nach Hause... ich gehe lieber..."

Damit entledigte er sich des Pelzes, zog einen Überzieher an, den er bei sich im Wagen gehabt hatte, und war bald darauf an Williams Seite.

„Nein, wie lange ist es doch her, daß ich Sie nicht gesehen habe... Adieu Kutscher!..."

„Müssen Sie nicht erst bezahlen?"

„Ach nein, ich habe ihn auf Rechnung." Die Droschke rollte von dannen; die beiden gingen die Allee entlang.

„Aber, meiner Seele, wir haben uns wirklich lange nicht gesehn..." wiederholte Hoff.

William sagte, ohne darauf zu antworten: „Sie sehen angegriffen aus."

„Ach ja ... daran ist mein Roman schuld ... der zehrt an meinen Kräften."

„Arbeiten Sie an einem neuen Roman?"

„Ja ... und bin damit ziemlich im Rückstande geblieben ... eigentlich hätte er schon längst herauskommen sollen."

„Und, wovon handelt er?" fragte William eifrig, er war froh, einen Gesprächsstoff gefunden zu haben und nicht von sich sprechen zu müssen.

„Oh ..." Hoff bohrte die Hände tiefer in die Paletottaschen, „wovon Romane gewöhnlich zu handeln pflegen ... von der Schlechtigkeit der Welt."

Es entstand eine Pause. William sah zur Erde nieder: „Ach ja, das ist ein reiches Thema," sagte er nach einer Weile.

„So ziemlich." Darauf herrschte wieder Stille, bis Hoff endlich sagte:

„Aber Sie sehen zum Teufel auch nicht etwa besonders gut aus!"

„Mein Gott ... wie gewöhnlich ..."

„Sie schreiben am Ende gar auch einen Roman?"

William lachte. „Nein ... bis jetzt noch nicht ... aber man kann ja nie wissen ..."

„Ich bin ein paarmal bei Ihnen gewesen," sagte Hoff nach einer kleinen Pause, „aber man trifft Sie ja nie! Ich wollte mit Ihnen etwas über unsre Zeitung besprechen ..."

„Ihre Zeitung?"

„Ja ... es soll ein junger Dramaturg von der neuen Schule angestellt werden ... und so dachte ich ... Sie würden gut dafür passen!" Hoff sah nicht auf; trotzdem hatte William es im Gefühl, daß er ihn beobachtete.

„Ich schreibe nicht," sagte er, ein wenig errötend.

„So — na ... aber Sie müssen doch etwas tun ... irgendeinen Beruf ergreifen ..."

„Ich bereite mich zum Examen vor."

„So ... und wann wollen Sie denn dieses Examen machen?
William schien die Frage zu überhören und sagte etwas zögernd:
„Ich treibe politische Studien ...“
„So ... das hab ich auch seinerzeit ... ein herrliches Studium ... und so einträglich ... Und wann geht's denn zum Examen, wohl Weihnachten über's Jahr?“
„Ich habe noch nicht daran gedacht ... wann ...“
Hoff zog Zigaretten hervor und bot William welche an. Dann blieb er stehen und zündete die seine unter dem Schutz seines Hutes an. Dabei sagte er:
„Neulich sprach ich Gerson ... Er beklagte sich auch sehr darüber, daß er Sie niemals sieht ... außer auf der Treppe.“ Er tat ein paar Züge und setzte seinen Hut wieder auf. „Das ist ja dasselbe Haus, wo die Gräfin Hatzfeldt wohnt ... Nicht?“
„Ja ... die Gräfin wohnt parterre.“
William sah nach der anderen Seite. Hoff kaute an seiner Zigarette, die lose zwischen den Lippen im Mundwinkel hing, so daß alles, was er sagte, so eine eigene nonchalante Betonung bekam.
„Sie kommen wohl ... öfter dahin? ...“
„Die Gräfin hat uns sehr viel Freundlichkeit erwiesen.“ Der Ton war kurz und das Wort u n s leicht unterstrichen.
„Soo ... auch Ihre Schwestern verkehren da?“ Hoff hielt einen Augenblick inne, und sagte dann sehr ernst: „Ob das auch recht ist? ...“
„Was?“
„Daß Sie Ihre Schwestern bei der Gräfin Hatzfeldt verkehren lassen!“
William wurde erst bleich, dann rot.
„Ja, verstehn Sie mich wohl, bester Hög ... daß Sie — — ja, aber Ihre Schwestern?“

„Die Gräfin ist eine alte Freundin unsrer Familie ...“ sagte William beherzt.

„Soo — ja, das wußte ich nicht ...“

„Und Sie, der Sie die Dame überhaupt nur einmal gesehn haben ...“

„Haben wohl kaum ein Recht usw. ...“ unterbrach ihn Hoff, „nein, ganz gewiß nicht. Aber ... ich habe sie auch vorher gekannt ... früher ...“

William lächelte: „Wenn ich mich recht erinnere, sind Sie ja der Gräfin erst auf dem Ball bei Staatsrats vorgestellt worden!“

„Ja ... es war etwas lange her, seit ich Frau Hatzfeldt ... damals zum letztenmal gesehn hatte: Doch lassen wir das. Um aber auf das Vorhingesagte zurückzukommen ... es ist doch nicht richtig, daß Sie Ihre Schwestern mit der Gräfin verkehren lassen.“

William wurde erregt. „Man spricht nicht so von einer Dame ... außer daß man ...“

„Man nicht, aber ich, und ich will Ihnen sagen, warum ich es tue — weil ich ihr Geliebter gewesen bin ...“

„Sie!“ Es gab einen Ruck in William, er wurde purpurrot, während er Hoff starr ansah. Dieser gab den Blick zurück. Darauf schlug William die Augen nieder, sein Gesicht wurde fahl und grau; ein Zucken ging über seine Züge. Er wußte nichts zu antworten; er fühlte, daß jener die Wahrheit gesagt hatte.

Hoff wollte die Hand auf seine Schulter legen, aber William zuckte zurück. Schweigend mit gesenktem Kopf ging er neben ihm her.

„Ich war damals erst sechzehn Jahr,“ ergriff Hoff wieder das Wort. Er sagte es ganz ruhig, fast trocken, wie man ein einfaches Faktum konstatiert. Und der Ton blieb der gleiche, als er hinzufügte: „Die Gräfin liebt eben junge Menschen.“

Schweigend gingen sie weiter. Hoff holte sich wieder eine Zigarette heraus, zündete sie an; William wartete. Als sie an die Gernerstraße kamen, drehte eine Equipage scharf um die Ecke vom Tolbodsweg her.

Hoff grüßte ehrerbietig.

William sah nicht auf. Halb gedankenlos fragte er: „Wer war das?"

„Die Gräfin mit dem jungen Jansen."

Mit einem jähen Ruck wandte sich William um. Er sah noch den grauen Hut der Gräfin; neben ihr im Fond saß der junge Maler.

„O," sagte Hoff, „Jansen hat ein ziemliches Talent und ist — ein schöner Mensch!"

Die Augen beider trafen sich, in William zuckte eine Flamme auf. Dann erlosch diese und er machte Miene zu gehn. „Adieu, Hoff," sagte er, ohne diesem die Hand zu reichen.

Hoff tat, als merkte er es nicht. „Und wie ist's mit der Zeitung?"

„Vielen Dank ... aber es ist eine wunderliche Idee von Ihnen, daß ich schreiben können sollte! ..."

„Vielleicht doch ... ich habe nun einmal diesen Glauben .."

„Übrigens nochmals Dank ... aber zu schreiben ... wie ich es fähig bin ... wäre gewiß nicht der Mühe wert!"

„Nun, nun ... ich will Sie nicht weiter plagen. Adieu, Høg ..."

Damit trennten sie sich.

Ein paar Tage später fuhr die Gräfin mit William aus. Nina hatte mitkommen sollen, war aber ausgeblieben.

Die erste Zeit fuhren sie schweigend die „Lange Linie" entlang zum Strandwege hinab. Jeder saß in seiner Ecke, auf das Polster zurückgelehnt, in dem geschlossenen Wagen. „Warum konnte Nina denn nicht mitkommen?" unterbrach die Gräfin das Schweigen.

„Weil ich es nicht haben wollte," antwortete William kurz.

„Warum?"

„Erlasse mir, dir das zu sagen."

„O ... ha ... ha ..." Die Gräfin zerrte nervös lachend an ihrem Batisttaschentuch, und hielt es dann halb vor den Mund: „Du meinst vielleicht, daß ich keine passende Gesellschaft für Fräulein Hög bin?"

„Eben das."

Die Gräfin wurde bleich und griff nach der Wagentür. „Diese Ansicht ist dir etwas spät gekommen."

„Zu spät."

Es entstand eine Pause, die Blicke der Gräfin schweiften nachdenklich über den Sund.

„Herr Hoff hat sich wohl in Fräulein Hög verliebt?" fragte sie, sich plötzlich zu William umwendend.

„Nicht, das ich wüßte."

„Und deine Bedenklichkeiten stammen nicht von ihm?"

William schüttelte verneinend den Kopf, als ob es ihm nicht erst der Mühe verlohnte, darauf zu antworten.

„Denn du sprachst ja neulich mit dem Herrn ..."

„Ja — wie du sahst."

„Ein schöner Umgang!"

William wurde rot, biß sich in die Lippen, und sagte vor Erregung bebend: „Ja, dein alter Liebhaber!"

Es klang hart, wie ein Steinwurf.

Die Gräfin wurde leichenblaß, doch faßte sie sich gleich, und während sie nachlässig mit der Hand ein paar widerstrebende Haare aus der Stirn strich, sagte sie ruhig:

„Wer hat dir das gesagt?"

„Er selbst."

„Ah!" Sie holte tief Atem, dann hob sie den Blick und ihm starr in die Augen sehend, sagte sie mit einem unbeschreiblichen Lächeln: „Und wenn dem so wäre ...?"

Eine Sekunde lang war William unter dem Hohn dieser Antwort wie erstarrt. Dann ballte er die Hand zur Faust und stieß halb tonlos die Worte hervor: „Ich schlage dich!"

„Das wirst du nicht — wagen!"

„Glaubst du?" Und bleich vor Zorn schlug er ihr mit der geballten Hand in's Gesicht.

Sie schrie auf. Er aber, bald stehend, bald in die Knie stürzend, fuhr fort sie mit beiden Fäusten in verzweifelter Raserei zu schlagen. Dazu rief er wie von Sinnen: „Dirne", „Dirne" und schlug und schlug...

Dann riß er die Wagentür auf und sprang auf den Weg hinab.

Drittes Kapitel

Hoff und Hög hatten ihre Damen in eine Droschke gepackt, sie selbst gingen zu Fuß nach Haus. Die Luft war kalt und feucht, und auf den Straßen ein hoher Kot von dem tauenden Schnee. Hoff patschte sich mühsam vorwärts. Die Kälte durchschauerte ihn und er wickelte sich fester in seinen langen Mantel. „Gott mag wissen, warum wir das ganze Jahr Winter haben sollen ... in diesem herrlichen Lande!" sagte er.

„Ach was," meinte William ziemlich schläfrig, „der Sommer ist auch nicht besser..."

„Du meinst, daß alle Tage nicht viel wert sind ... ach ja, etwas ist daran..."

Sie trotteten weiter.

„Nein ... so ein verdammter Schmutz," machte Hoff seinem Unmut Luft, „und meine Stiefeln haben Löcher!"

„Und ich habe Ballschuhe an. Höre, hast du bezahlt?"

„Nein", sagte Hoff gähnend „ich ließ es anstehen, ich konnte nicht bezahlen ...", erneutes Gähnen und Kälteschauern, „bekomme erst in nächster Woche Vorschuß."

„So. Hast du noch Zigaretten?"

„Ja — bitte." Hoff zündete sich eine Zigarette an. „Ach, waren das langweilige Mädels ... wirklich irritierend beschränkt ... Und das nennt man Amüsement!" ...

Hög antwortete nicht darauf. „Du weißt vielleicht nicht, daß ich umgezogen bin," sagte er eine Weile später. Es klang etwas gepreßt.

„Ja, ich habe es gehört ... warum hast du mir nichts davon gesagt?"

„Ach — ich weiß nicht ... es ist ... ja auch keine so wichtige Begebenheit ..." William sagte das verlegen und sah zu Boden.

„Hast du dich mit deiner Schwester entzweit?"

„Mein Gott ... es wurde ja so ein Wesen davon gemacht ... wenn man mal zehn Minuten nach elf nach Hause kam ..."

„Nun das hätte dich doch eigentlich nicht genieren können, das ist doch sicherlich nie passiert, solange wir uns kennen! Na, „Gut Nacht", du, ich geh' jetzt nach Hause und lese Lamartine."

„Lamartine?"

„Ja, bester Freund, das ist eine Pönitenz, ich habe jetzt angefangen, mich den Romantikern in die Arme zu werfen ..."

„Danke ... ich geh lieber zu Bett. Sehn wir uns morgen?"

„Du kannst um zwei zu mir heraufkommen, aber pfeife draußen, damit ich weiß, daß du's bist, denn weißt du, meine Gläubiger ... Du verstehst mich ..."

„Es ist bei mir dasselbe! Gut Nacht!"

Sie trennten sich.

Einige Tage später, als Hoff, einen Band Viktor Hugo als Verdauungslektüre in der Hand, auf dem Sofa lag — er behauptete immer, daß Verse für ihn dasselbe bedeuteten wie kleine Steinchen für Hühner — klopfte es an die Tür.

Er lag mäuschenstille da, sah sich vorsichtig um, stand dann

leise auf und schlich sich zur Tür Er hörte die Wirtin auf dem Korridor mit jemandem verhandeln, dann kam sie herein.

„Herr Gott ... ich hab' Ihnen doch ein für allemal gesagt, daß ich nicht zu Hause bin ..." flüsterte ihr Hoff in gereiztem Tone zu.

„Es ist ja eine Dame," erwiderte die Frau trocken und öffnete die Türe.

„Na ... denn in Gottes Namen ..."

Der beliebte Autor war an Besuche in der Dämmerstunde gewöhnt. Etliche Damen, deren rosa Billetdoux zu beantworten er sich nicht die Mühe genommen, hielten es für angezeigt, sich persönlich vorzustellen.

Die Wirtin hatte die Tür weit geöffnet, aber die Dame zögerte einzutreten „Bitte ... Herr Hoff ist zu Haus ..." wiederholte die Frau in ermutigendem Tone, der zu sagen schien, daß sie nicht bange zu sein brauchte.

„Danke." Die Fremde trat ein, blieb aber verlegen an der Tür stehn. Es war schon ziemlich dunkel geworden und Hoff unterschied nur eine hohe schlanke Gestalt, mit einem dichten Schleier vor dem Gesicht. Sie blieb weiter stehen, als ob sie auf etwas wartete.

Hoff ging ihr entgegen. „Wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen, Fräulein ... Legen Sie gefälligst Kohlen auf ...", sagte er zur Wirtin gewandt.

Diese hantierte unnötig lange an dem Kohlenkasten herum Die Fremde setzte sich, einige unverständliche Worte flüsternd, auf den Rand eines Puffs, während Hoff Licht machte. Endlich verschwand die Wirtin.

Einige Augenblicke vergingen. Die Dame schwieg noch immer und schlug auch ihren Schleier nicht zurück. Hoff war inzwischen mit dem Anzünden fertig geworden und wandte sich zu ihr.

„Ich weiß nicht, ob ich die Ehre habe, das Fräulein zu kennen ..."

Die Fremde neigte den Kopf und sah eigentümlich gedrückt und unschlüssig aus, gleichsam, als ob sie mit sich selbst kämpfte. Dann sagte sie, den Schleier zurückschlagend, fast unhörbar: „Mein Name ist ... Nina Hög ...“

Hoff sah in ein bleiches, vergrämtes Gesicht; fast hätte er sie nicht wieder erkannt.

„Fräulein Hög ...“

Ja ... ich ...“ (die Worte wurden noch tonloser) „kam ... um über meinen Bruder mit Ihnen zu sprechen ...“

Er betrachtete eine Weile ihre kummervollen, schmerzlichen Züge und sah dann schweigend zu Boden.

Nina zupfte nervös an ihrem Mantel und zögerte weiterzureden.

„Er wohnt nicht mehr bei uns ...“ brachte sie endlich heraus.

„Nein ...“

Hoff wußte nicht, was er sagen sollte; er wagte kaum aufzusehen, und studierte die Felder des Teppichs.

Es entstand eine neue Pause. Nina saß beständig, krampfhaft an dem Mantel zerrend, im Kampfe mit sich da. Plötzlich stieß sie schnell, von Schluchzen halb erstickt, heraus: „Es ist nicht etwa, weil ich Ihnen etwas vorwerfen will, aber ... ich bin zu unglücklich ... wir ... Sophie und ich ...“

Sie hielt inne und holte tief Atem. „Und dann kommen Sie ja auch soviel mit ihm zusammen ...“

„Sie meinen, daß meine Gesellschaft Ihrem Bruder nicht dienlich ist? ...“

„Nein ... nein . nicht das .. aber ... was sollen wir tun? Wir wissen ja nicht mehr, was wir machen sollen ...“ Nina zog ihr Taschentuch heraus und wischte sich die Tränen fort. „Das ist ja das Traurige dabei!“

Es entstand wieder Schweigen. Nina weinte leise vor sich hin. Hoff ging im Zimmer auf und nieder.

„Ja, das ist traurig ...“ sagte er mechanisch.

„Und so meinten wir ... ob Sie nicht vielleicht etwas ... etwas tun könnten ..."

„Ich?" ... Hoff blieb stehn und sah Nina an.

Wenn er bloß wieder zu uns ziehen wollte!"

Es war etwas im Tone, womit sie das sagte, das Hoff förmlich ins Herz schnitt. Er merkte, daß ihm Tränen in die Augen traten und wandte sich um.

„Es war ein großes Unglück ... daß er damals ..."

Nina verstand, was er meinte; für sie existierte überhaupt nur dieses eine große Unglück. „Aber er konnte ja nicht ..." sagte sie tonlos.

„Gibt es sonst nicht etwas, wofür er Interesse hätte?"

Sie antwortete nicht. Ein heftiges Schluchzen erschütterte ihren Körper; sie verbarg ihr Gesicht in den Händen, sich auf den Tisch stützend. „Sieht er sehr schlecht aus?" fragte sie dann, sich gewaltsam zusammennehmend.

Hoff schüttelte verneinend den Kopf. „Er hat ja ein paar Artikel für die Zeitung geschrieben ... und ... und ... Sie müssen sich nicht ängstigen ..." Er hielt inne, nach Worten suchend und setzte darauf ruhiger fort: „Es ist vielleicht nur ein Übergang ..."

Nina sah fragend auf. „Aber die Artikel ... waren sie nicht sonderbar?"

„Ich glaube bestimmt, daß er Talent hat," sagte Hoff.

„Glauben Sie?" Ein Hoffnungsschimmer leuchtete in ihrem Gesichte auf, verschwand aber sofort wieder. „Er hat ja keine Kräfte," sagte sie dumpf.

„Ach, wenn er nur will ..."

Nina stand auf; machte aber keine Miene zu gehen, sondern blieb, an den Tisch gelehnt, stehen, als ob sie auf etwas wartete.

„Sie werden sehn, es ist nur ein Übergang," wiederholte Hoff, „die große Enttäuschung ... natürlich .... da kommt eine Reaktion ..."

Nina blieb noch immer, wie zögernd, stehn, zog den Schleier herunter, machte darauf ein paar Schritte und blieb wieder stehn. Dann sagte sie ganz leise, das Gesicht nach der andern Seite wendend: „Ja, aber … mit dem Gelde …"

Sie hielt den Schleier mit der Hand fest, so daß er das Gesicht ganz in Schatten hüllte, aber Hoff sah dennoch, wie sie bebte.

„Er braucht soviel Geld … und wir … und er ist nicht reich."

„Ja … er … braucht ja etwas viel …"

„Aber — — wo nimmt er's her?"

„Ja—a," Hoff stotterte, „er … verdient ja etwas bei der Zeitung …"

„Es ist unsres alten Namens wegen … mir ist so angst …"

Hoff ergriff gerührt ihre Hand. „Wenn ich irgend etwas tun kann …"

„Wenn er nur wieder nach Hause käme! … Wenn auch nur ab und zu … wir bekommen ihn ja gar nicht mehr zu sehn …"

„Ja …"

„Und wir … und ich … will ihm auch gar keine Vorwürfe machen …" Sie seufzte tief auf und wandte sich nach der Tür. „Und, entschuldigen Sie auch, bitte, daß ich zu Ihnen kam … ich wußte mir keinen andern Rat mehr. …"

Ein paar Tage später suchte Hoff William auf.

Dieser wohnte in einem ungemütlichen Zimmer mit kahlen nackten Wänden, welches geradezu den Eindruck machte, kalt und unbewohnt zu sein. Auf dem Boden lag kein Teppich, keine Decken auf Tisch und Kommode, dagegen trieben sich überall Kämme, Haarbürsten, schmutzige Kragen und abgelegte Schlipse herum.

In einer Ecke stand eine große, schwarz bezogene Chaise-

longue mit einer eleganten Decke, in welche ein großes Monogramm, mit Krone darüber, gestickt war. Dieser Gegenstand sah wie der letzte Rest einer vergangenen Herrlichkeit aus.

„Guten Morgen!“

„Guten Morgen.“ William erhob sich halb von der Chaiselongue, auf welcher er den größten Teil seines Tages verbrachte. „Ach, du bist's ... ich lag und duselte bißchen ...“

„Das sehe ich ... Ob es gerade gesund ist, in der Hundekälte hier, so dazuliegen ...“ Hoff ging auf den Kachelofen zu und befühlte ihn. „Was? ... heizt du denn überhaupt nicht?“

„Es sind gewiß keine Kohlen mehr da,“ antwortete er in gleichgültigem Tone.

Hoff sah nach. „Nein ... das stimmt ...“

„Die Wirtin hat es mir übrigens schon gesagt. Du mußt deinen Überzieher anbehalten ...“

„Du hast dich ja in den letzten Tagen gar nicht sehn lassen?“ Hoff plazierte sich in den einzigen vorhandenen Lehnstuhl und stemmte die Füße gegen die Wand.

„Ich war gestern Abend mit Storm zusammen ... und Lund und Minna ...“

„Gott mag wissen, weshalb du dich mit Storm abgibst ...“

„Warum nicht ... er ist doch ganz nett ...“

„O ja ... und dann ist er sehr zum spendieren geneigt!“

William wurde rot. „Gestern ging es auf Teilung ... Es wurde tüchtig getrunken.“

Eine Weile schwiegen beide. Dann sagte Hoff: „Du, ich habe gestern deine Schwester getroffen ...“

„Nina?“

„Ja — sie sah schlecht aus ...“

William antwortete nicht.

„Bist du in den letzten Tagen bei ihr oben gewesen?“

„Nei—n,“ antwortete William zögernd, „es ist schon eine Weile her.

„Soo, ich dachte, du äßest dort."

„Nicht mehr ... es ist mir so bequemer."

Hoff stand auf und setzte sich neben William auf die Kante der Chaiselongue.

„Höre Hög ... laß uns mal ernsthaft reden ..."

„Worüber denn?"

„So kann's doch nun mal mit dir nicht weiter gehn ... in dieser Weise ..."

„Nein ... eigentlich nicht gut ..." Es klang ganz gleichgültig.

„Aber, Mensch ... so tue doch etwas ... wenn du leben willst."

William schloß müde die Augen. „Ach ja — wenn ich ... leben will — aber ich will nicht leben."

„Na — dann häng' dich auf!"

„Daran hab' ich längst gedacht."

„Aber dir fehlt der Mut dazu ..."

„Ach, weißt du," sagte William in schläfrigem Tone, „vorläufig finde ich, daß Minna recht niedlich ist ..."

„Das läßt sich nicht leugnen."

„Es ist zu merkwürdig mit dem Mädel. Man geht abends von ihr und sie hat einem ... weiß Gott, nichts verweigert. Und den nächsten Tag, wenn man sie trifft, glaubt man, meiner Seele, daß man geträumt haben muß, so unschuldig guckt sie in die Welt ..."

„Wird sie nicht von Storm ausgehalten? ..."

„Ja. Das ist ja eben das Merkwürdige an der Sache."

Hoff stand auf und nahm William's Hand. „Ich sehe, es ist heut nichts mit dir zu machen ... aber wir müssen einmal ernstlich darüber sprechen, William."

Dieser sah den Freund verwundert an, er pflegte ihn sonst nicht beim Vornamen zu nennen. Eine Weile ruhten ihre Blicke ineinander. Dann beschattete sich William das Gesicht

mit den Händen und sagte in verändertem traurigen Tone: „Es kann doch nichts nützen!"

„Vorbei, vorbei..." murmelte Hoff, als er einen Augenblick später die Treppe hinunterging.

Aber ich kann heute noch nicht bezahlen, hören Sie ja... ich kann nicht!"

„Dann hätten Sie dieses Papier nicht unterschreiben dürfen," antwortete Herr Olsen ruhig.

William knöpfte sich nervös den Rock zu. „Sie bekommen ja das Geld schon in acht Tagen... also können Sie doch warten..."

„In acht Tagen ist nicht heute, Herr Hög, und," der Wucherer faltete das Papier auseinander, „hier steht, daß die Summe heut verfällt."

William wurde es ganz heiß. „Aber ich kann nicht bezahlen... ich kann nicht!"

Herr Olsen faltete ruhig das Blatt wieder zusammen. „Wenn nicht, so bleibt mir ja Ihr Gerant," sagte er mit eigentümlich lauerndem Blick. William starrte wie geistesabwesend in die gläsernen Augen des Wucherers. Dann schloß er wie im Schwindel die Lider. „Ja," flüsterte er tonlos. Der Angstschweiß lief ihm tropfenweise von der Stirn.

„Und es ist ja ein guter Namen," fuhr Herr Olsen fort, „ein feiner Namen..."

William sah wieder auf; beständig fühlte er den Schlangenblick des Wucherers auf sich gerichtet.

„Das Geld ist ja sicher," sagte Herr Olsen lauernd und strich wie zärtlich mit der flachen Hand über das Papier.

Williams Kopf fiel dumpf auf die Brust. Dann, wie in einem plötzlichen Ausbruch von Heftigkeit, fuhr er mit einmal auf:

„Nein, Sie werden es nicht tun, Sie können es nicht..."

„Was? Den Wechsel präsentieren?"

„Nein, Sie werden es nicht tun ..."

„Warum?"

„Weil," William stockte und wurde glühend rot, „weil ... Sie wissen, daß er falsch ist — — —"

Herr Olsen schien noch eine Schattierung gelber im Gesicht zu werden: „Sollte das mich wohl hindern, zu suchen ... zu meinem Gelde zu kommen?" fragte er heiser.

William konnte keine Antwort finden.

„Aber ich will Ihnen eine Frist bis übermorgen geben ... Wenn Sie bis dahin das Geld nicht aufgetrieben haben, werde ich dem Herrn Baron den Wechsel präsentieren." Damit stand er auf.

William sah müde auf. „Zwei Tage ..." sagte er tonlos.

„Zwei Tage sind eine lange Zeit ... Empfehle mich, Herr Høg." William nickte bloß. Mechanisch zog er seinen Überzieher an, nahm den Hut und ging die Treppe hinunter. Er wußte nicht, wie er auf die Straße kam, er war vor Angst wie gelähmt.

„Übermorgen ... also übermorgen ..." murmelte er vor sich hin.

Des Wucherers Stimme klang ihm immer noch in den Ohren: „Das ist eine lange Zeit." Jawohl, und am Ende dieser langen Zeit würde die Welt erfahren, daß der letzte Høg ein Verbrecher war.

Er hatte des Barons Namen nachgezeichnet — es sollte nur eine bloße Formalität sein ... der Wucherer wußte ganz gut, wie es zusammenhing ... er hatte ihm allein nicht getraut, wollte Garantien haben ... und da ...

Aber nun ... nun ... Nein, es durfte nicht geschehen ... Und seine Gedanken flohen ratlos und verwirrt nach tausend Richtungen, um eine eingebildete Hilfe zu finden — wie verzweifelte Menschen bei einer Feuersbrunst, wenn schon das

Dach über ihnen zusammenstürzt, in ihrer Todesangst noch einen Ausweg suchen ...

Bald wollte er zum Baron gehn, beichten und um Hilfe flehn, bald wollte er sich an Nina wenden ... Aber einen jeden dieser Pläne schob er bald als unmöglich zur Seite. Dann suchte er wieder und wieder unter den Leuten seiner Bekanntschaft herum, ob ihm nicht einer das Geld leihen würde.

Zuletzt dachte er, ob es nicht das Beste wäre, sich der Gräfin Hatzfeldt zu eröffnen. Doch auch das war ihm unmöglich. —

Nach und nach, während er so planlos umherirrte, wurden seine Gedanken zu Phantasien. Das Geld würde schon kommen, auf eine wunderbare Weise vielleicht, aber es kam sicherlich. Er begann sich auszumalen, wieviel er wohl bekommen würde... Ja, ganz plötzlich kam es mit der Post und viel mehr als er brauchte, hurrah, dreitausenddreizehn Kronen waren es ... Nun wollte er erst alles bezahlen und sich dann für den Rest der Summe wie Hoff einrichten ...

Plötzlich aber brachen seine schönen Träume zusammen und er begann wieder von vorne zu suchen. Er wollte nicht zu seinen Bekannten gehen, nein, von einem ganz fremden reichen Manne wollte er das Geld borgen. Und wieder wurden seine Gedanken zu Phantasien. Er sah sich schon im Geiste die teppichbelegte Treppe herunterkommen, das Geld in der Hand.

Dann kam ihm wieder die schreckliche Wirklichkeit zum Bewußtsein, und er ging die Namen der Börsenmatadore durch, um einen herauszufinden, den er um das Darlehn angehen wollte. Auf einmal fuhr ihm durch den Sinn, daß es wohl am besten war, sich an einen Parvenü zu wenden. Er war ja ein Høg. Das würde dessen Eitelkeit kitzeln. Kommerzienrat Christensen z. B. hatte eine Schwäche für den Adel; er suchte möglichst seinen Salon mit alten Namen auszustaffieren und hatte seine drei Töchter an Kammerjunker verheiratet.

Er trat in einen Konditorladen, ließ sich das Adreßbuch geben, schrieb sich die Wohnung auf und ging direkt dorthin.

Der Kommerzienrat saß gerade beim Frühstück, und der Diener bat William, im Salon zu warten. Um sich die Zeit zu vertreiben, ging er im Zimmer umher und betrachtete zerstreut die vielen Nippessachen, die auf Etageren und Schränkchen aufgestellt waren. Ein ganzes Museum. Und während er auf all diese prahlerisch zusammengehäuften Dinge sah, sagte er beständig zu sich selbst: „Gewiß, er leiht es mir ... er gibt es mir ..."

Da trat der Kommerzienrat ein und wandte sich, während er noch wie glättend über seine rötliche Perücke fuhr, mit einem verbindlichen Lächeln an William.

„Ich habe die Ehre ... Herrn Hög ...?" Die weiteren Worte erstarben auf seinen Lippen, als er in Williams bleiches, verstörtes Gesicht sah, und das Lächeln wurde zu einem Fragezeichen.

„Von der alten Familie?" fragte er dann, sich gemächlich auf einem Sessel niederlassend.

„Ein Enkel des Ministers," antwortete William leise und stützte sich an den Tisch.

Herr Christensen fuhr fort, ihn durch seine Goldbrille inquisitorisch zu betrachten. „Eine gute Familie — eine alte Familie," murmelte er und wies auf einen Stuhl.

William setzte sich. Der Kommerzienrat wartete, daß er sein Anliegen vorbrachte, aber als der junge Mensch beharrlich schwieg, setzte er in philosophierendem Tone hinzu: „Solche große Namen sind ein Versprechen ..."

Endlich kam William mit der Sprache heraus. Er sah verlegen in die Luft und sagte: „Ich komme um ... ich komme ..." Dann stockte er. Der Kommerzienrat räusperte sich und bewegte sich leicht auf seinem Sitz.

„Ich komme ... Ich bin in Geldverlegenheit," brachte William endlich heraus.

Herr Christensen rückte seinen Sessel ein wenig zurück und sagte lächelnd: „Das kommt bei jungen Leuten öfters vor ..."

William wartete mit angehaltenem Atem, die Augen fest auf den Boden gerichtet, was weiter kommen würde.

„Aber," und dabei erhob sich der Kommerzienrat. „Warum gehen Sie nicht zu ihrer geehrten Familie ... Sie haben ja Onkels ..."

William zuckte zusammen, dann zwang er sich zu einem Lächeln: „Das geht immer so ..." er stützte sich beim Aufstehn an den Tisch, um nicht umzufallen, „an das nächste denkt man zuletzt ..."

„Gewiß, gewiß," Herr Christensen nahm wieder die verbindlichste Miene an, „ich hülfe Ihnen natürlich gerne ... aber es würde Ihnen doch gewiß unangenehm sein ... ja, geradezu etwas Verletzendes für Sie haben, von einem Wildfremden Hilfe anzunehmen."

William wollte etwas sagen, stotterte und brachte endlich heraus: „Ich danke Ihnen, Herr Kommerzienrat." Damit wandte er sich nach der Tür.

„Und ich hoffe, Sie ein andres Mal wiederzusehen, Herr Hög." William ging nach Haus, er verbrachte den ganzen Tag auf seinem Sofa, ließ sich von der Wirtin ein Paket Zigaretten holen und dampfte unaufhörlich bis zum Abend. Er ging früh zu Bett und schlief gleich ein.

Als er am nächsten Morgen erwachte, hatte er nicht die Energie aufzustehn. Wozu auch? Es würde ja doch kommen, mußte ja kommen, also warum nicht ebensogut ruhig liegen bleiben und es entgegennehmen? Er kam sich wie ein Verbrecher vor der Hinrichtung vor, der — wissend, daß er sterben muß — angstvoll auf die Vollstreckung wartet.

Aber späterhin im Laufe des Tages wurde er immer un-

ruhiger; er konnte es nicht mehr aushalten, allein zu bleiben, er mußte jemanden haben, mit dem er reden konnte. Vom Fieber geschüttelt, stürzte er davon, wie gejagt. Er ging zu Hoff, den er nicht zu Hause traf, darauf zu Gerson — aber auch dieser war ausgegangen ... Mittlerweile war es Dämmerstunde geworden; planlos trieb er die Oestergade auf und nieder. Die Leute kamen in der engen belebten Straße nur langsam vorwärts: man stieß einander im Gedränge auf dem Trottoir, plauderte, lachte und schob sich weiter. William beobachtete all diese Gesichter. Da waren die Damen der Demimonde, die zu zwei und zwei gingen und verheißungsvoll hinter ihren Schleiern lächelten. Da die jungen Löwen der Gesellschaft mit ihren hochaufgeklappten Rockkragen, das Lächeln der Damen mehr oder weniger eilig beantwortend — William kannte sie alle. Er nickte grüßend, kokettierte mit ein paar der Huldinnen und wechselte einige Worte mit Lund, der ihn fragte, ob sie sich am Abend treffen wollten. „Es könnte sein ...“ „Vielleicht im Boulevardtheater ... eine neue Chansonette debütiert ...?“

William kam es vor, als hätte er nie die Stimmung dieser Dämmerstunden auf der Oestergade so genossen wie heut. Er schlürfte diesen eigentümlichen Rausch sorgloser Leichtfertigkeit in vollen Zügen, beantwortete jedes Lächeln, erwiderte jeden Blick.

Und gleichzeitig sagte er sich, daß er dies alles zum letztenmal genießen sollte! Morgen kam ja das Fürchterliche ... Der Schluß der Geschichte! Wo und wie war ihm noch nicht klar ... er wußte nur, daß er ein Ende machen mußte. Und bei diesem Gedanken wurde es ihm ganz weich ums Herz, das letztemal, der letzte Tag! Er sollte all dies nie wiedersehn, niemals — — — Und nach und nach wurde es ihm ganz eigen traurig zumute, eine fast zärtliche Rührung, ein tiefes Mitleid mit sich selbst überkam ihn. Dann fielen ihm die Schwestern ein, und er

faßte den Entschluß, den Abend bei ihnen zu verbringen. Ja, den letzten Abend wollte er bei ihnen sein, wie in alten Tagen, Nina mußte ihm etwas vorsingen ... Und so wollte er traulich bei ihnen sitzen, Sophie liebkosen und recht heiter sein ... und sie würden nichts ahnen.

Er ging in die alte Wohnung hinauf. Die Fräuleins waren nicht zu Haus, sagte das Mädchen. Ob der junge Herr vielleicht warten wollte, sie kämen sicher bald zurück.

Zum Warten fehlte ihm aber die Ruhe und so sagte er, sie sollte ausrichten, daß er um acht Uhr wiederkäme.

Die Treppe hinuntersteigend fiel ihm ein, daß er den Schwestern abends etwas vorlesen und die Zwischenzeit benutzen wollte, nach Hause zu gehn, um ein Buch zu holen. Der Abend sollte zu einem feierlichen Abschiedsfeste werden!

Als er in seine Wohnung kam, empfing ihn die Wirtin damit, daß der Briefträger schon zweimal mit einem Geldbriefe dagewesen war; er wollte um sieben Uhr wiederkommen.

„Ein Geldbrief?"

„Ja."

William wurde es ganz heiß. Er zündete kein Licht an, sondern lief im Dunkeln im Zimmer auf und nieder.

„Wie spät ist's jetzt?"

„Halb sieben."

Ein Geldbrief ... ein Geldbrief ... vielleicht vom Kommerzienrat ... ja vielleicht — — —

Sein Herz schlug zum Zerspringen; er hielt es nicht in seinem Zimmer aus, ging nach der Küche, spielte ein wenig mit den Kindern der Wirtin, ließ sie dann wieder stehn und ging hinunter vor die Tür. Mit einemmal durchfuhr ihn der Gedanke: Wenn es nun nicht wahr war? Er ging wieder hinauf, fragte die Wirtin genau aus, ob sie auch wirklich mit dem Briefträger gesprochen, ob sie den Brief selbst gesehen hatte — —

Endlich kam der Mann. William wurde leichenblaß vor

Erregung, bemühte sich aber, seiner Stimme einen möglichst ruhigen Klang zu geben.

„Haben Sie einen Geldbrief für mich?"

„Ja ... von tausend Kronen, Herr Høg."

William packte seinen Arm. „Tausend Kronen," sagte er atemlos, „wo sind sie?"

„In der Tasche hier ... aber erst bitte zu quittieren."

Endlich hatte er seinen Brief. Er riß ihn auf, sah einen Augenblick wie geistesabwesend auf die zehn Hundertkronennoten, dann fing er an sie zu zählen und wieder zu zählen und steckte sie in seine Brieftasche. Aber bald darauf zog er sie wieder hastig heraus und legte sie vor sich auf den Tisch.

Er war ängstlich, daß sie wieder verschwinden könnten, wie im Traume, und wollte sie lieber vor den Augen haben ...

Das Geld war von seinem Paten, wie er aus einem beiliegenden Briefe ersah. „Ich sende Dir," schrieb dieser, „das Geld in dem Glauben, daß Du mein Vertrauen nicht mißbrauchen und den richtigen Gebrauch davon machen wirst. Im Laufe von acht Tagen erwarte ich die quittierten Rechnungen."

Er hatte ganz vergessen gehabt, daß er vor 33 Tagen seinen Paten um Geld gebeten; er hatte damals an so viele geschrieben!

Nun saß er da und zerbrach sich den Kopf, wo er diese Rechnungen hernehmen sollte!

Als er von Olsen kam, dem er seine 500 Kronen bezahlt hatte, ging er wieder auf die Oestergade. Die Straße war inzwischen ziemlich leer geworden. William schlenderte bedächtig das Trottoir entlang.

„Na woll'n wir jetzt gehn?" hörte er Lunds Stimme hinter sich fragen. Gleichzeitig bekam er einen leichten Hieb mit einem dünnen Stöckchen über die Schulter.

„Bist du's?"

„C'est moi ... Bist du bei Kasse, Høg?"

„Ja . . . ich habe eben einige Moneten geschunden . . . aber ich sollte eigentlich jetzt zu meinen Schwestern nach Haus . . .“

„Brrr . . . Familiensimpelei! Nein, bester Freund . . . dazu hast du Zeit, wenn du aus guten Gründen ein Freibillet an der Kasse nehmen mußt . . . Der Teufel mag dünnen Tee trinken, wenn man Moses und die Propheten in der Tasche hat und sich Wein leisten kann! . . .“

„Und dann ist ja auch das Debüt . . . ich komme doch . . .“

„Bravo! Du, da nehmen wir die kleine Minna mit . . . sie sitzt in der Konditorei an der Ecke und wartet auf mich.“ . . .

„Zünde die Lichte am Klavier an, Sophie,“ rief Nina vom Speisezimmer aus, wo sie damit beschäftigt war, Apfelkuchen in Stücke zu schneiden und diese auf einer Glasschale zu arrangieren.

Sophie zündete die Kerzen an und sah nach dem Kachelofen. Nina überblickte noch einmal den Eßtisch und rückte vielleicht zum zehnten Male die aufgestellten Teller und Schalen zurecht. „Nun muß er jeden Augenblick kommen,“ sagte sie, ins Wohnzimmer tretend. Sophie nahm ihre Näharbeit zur Hand, während sich Nina neben das Klavier setzte und vor sich hin summte.

„Höre Nina . . . Du sagst ihm aber nichts . . . nicht ein vorwurfsvolles Wort . . . gar nichts . . .“

„Selbstverständlich . . .“

„Denn es würde ihn nur verscheuchen . . .“

„Natürlich!“

Es klingelte an der Haustür. „Das wird er sein.“ Nina stürzte ins Entree.

„Nein, es war jemand zu Kammerherrns . . .“ Sie setzten sich wieder.

„Nun ist es schon acht vorbei,“ sagte Sophie, die alle fünf Minuten auf die Uhr sah. Jeden Augenblick klingelte es an

der Haustür, aber der Ankömmling landete stets in einem der unteren Stockwerke.

„Am Ende hat er gar nicht acht Uhr gesagt!" meinte Sophie.

Sie warteten weiter. Nina hatte bereits rote Fieberflecke auf den Wangen bekommen: „Er wird sich verspätet haben ..."

Das Mädchen kam herein und fragte, ob sie nicht das Teewasser bringen sollte, es kochte immer über und es war doch schon so spät.

„Laß es stehen," sagte Nina.

Sie stand auf und ging, mit den Händen auf dem Rücken, lange im Zimmer auf und nieder. „Er hätte doch wenigstens einen Boten schicken können!"

Sophie trocknete sich die Tränen mit der Leinwand, an der sie nähte. „Sollen wir ihn nicht holen? Wie denkst du? ..."

Nina schüttelte den Kopf. Es verging einige Zeit, während welcher keine von ihnen ein Wort sprach. Wenn die Klingel an der Haustür ertönte, sahen sie beide gleichzeitig auf, und ihre Blicke streiften einander, wie sie so bleich und verkümmert dasaßen.

„Jetzt essen wir aber," sagte Nina, sich aufraffend.

„Ich bin nicht hungrig."

„Aber das kann ja nichts nützen ... Komm, Kind, sei vernünftig ..."

Sie setzten sich zu Tisch. Während sie sich zum Essen zwangen, meinte Nina, daß er nicht kommen konnte, er hatte gewiß noch schnell einen bestellten Artikel für die Zeitung schreiben müssen ..

„Nein ... er hat gewiß keine Zeit gehabt ..."

Nina nahm die Glasschale mit dem Apfelkuchen und legte ein Stück davon auf Sophies Teller.

Endlich sagte diese „Gute Nacht" und ging zu Bett.

Als die Schwester hinausgegangen war, erhob sich Nina schwer von ihrem Sitz und sah sich verzweifelt in ihrem Zimmer um. Ihr Blick fiel auf Stellas Bild, das über dem Sofa hing.

Sie ging langsam darauf zu und sah es unter Tränen an, dann fiel sie auf die Knie und betete in ihrer Hilflosigkeit stille vor dem Bilde der Mutter. Lange blieb sie so liegen. Darauf erhob sie sich und legte frische Kohlen auf die Glut. Sie weinte nicht mehr. Aber das fahle graue Licht des Wintermorgens fand noch Nina Høg bleich und kummervoll vor dem erloschenen Feuer — unbeweglich an derselben Stelle.

William kam erst spät am andern Morgen nach Haus. Er war verbummelt und müde, legte sich gleich zu Bett und schlief bis spät in den Tag hinein. Um drei Uhr nachmittags kam die Wirtin und weckte ihn. William drehte sich im Bett herum, rieb sich die Augen, streckte und dehnte sich; es war ihm schlecht zumute. „Was wollen Sie?" fragte er schlaftrunken.

„Hier ist ein Brief."

William sah nach der Adresse, es war Ninas Schrift. Er legte den Brief schnell aus der Hand, als ob er ihn brannte, und wandte sich wieder nach der Wand um. Er konnte aber keine Ruhe finden, er mußte ihn öffnen. Anfangs fürchtete er sich, ihn zu lesen, atmete aber gleich erleichtert auf, als er nur die wenigen Worte darin fand:

„Wir haben dich gestern erwartet. Deine Schwester Nina."

Der Brief entfiel seiner Hand und glitt langsam an dem Federbett entlang auf den Fußboden. William nahm ihn nicht auf. Er lag ganz gedankenlos da und starrte auf die Wand. Dann auf einmal fuhr er aus dem Bette auf und tauchte seinen Kopf in die mit kaltem Wasser gefüllte Schüssel. — —

In der letzten Zeit hatte sich William auffallend verändert, es war eine merkwürdige Milde über ihn gekommen, eine eigentümliche schwermütige Demut, die ihm sonst ganz fremd war. Als ihn Nina das erstemal nach längerer Pause wiedersah, wurde sie von seinem Wesen förmlich schmerzlich betroffen. Er trug das Gepräge einer schweigenden, gleichsam um Ver-

zeihung flehenden Resignation. Sie zog ihn an ihre Brust und sagte traurig: „Wie ich mich nach dir gesehnt habe!"

„Danke," sagte er mit schwachem Lächeln. Er sprach wenig, saß ganz still da, sah die Schwestern an und hörte ihnen zu. Er kam Nina so verkümmert vor, es war so etwas eigentümlich Hilfloses, Jämmerliches an ihm, daß es ihr ins Herz schnitt. Sie behandelte ihn wie ein krankes Kind, verhätschelte ihn, wie sie nur konnte, und er nahm diese Zärtlichkeit mit demselben müddankbaren Lächeln entgegen, womit Kranke ihrer Pflegerin zu danken pflegen.

Als er nach Hause kam, mochte er nicht zu Bett gehen; er war zu erregt, um schlafen zu können. Eine Weile ging er gedankenvoll im Zimmer auf und nieder, setzte sich darauf an seinen Schreibtisch, blätterte eine Weile in ein paar alten Aufsatzheften, dann legte er sich ein paar Bogen Papier zurecht und fing zu schreiben an. Mitunter stand er dazwischen auf und ging einige Male auf und ab, dann setzte er sich hin und schrieb drauf los. Seine Bewegungen hatten etwas merkwürdig mechanisches, schlafwandlerhaftes an sich. Wenn er im Zimmer umher ging, bewegten sich seine Lippen, als ob er spräche. Der nächste Morgen fand ihn noch immer an seinem Schreibtisch.

Zwei Tage später kam William um elf Uhr abends zu Hoff hinauf.

„Guten Abend, Hoff."

„Guten Abend ... warum bist du gestern nicht gekommen, ich hatte dich erwartet?"

„Ich habe ein Stück geschrieben ... einen Einakter."

„Was hast du geschrieben, Mensch ...?"

„Ein Theaterstück."

Hoff stand ganz paff da. „Wann ist denn das vor sich gegangen?"

„In den letzten Tagen." William zog das Manuskript heraus: „Willst du's hören?"

Hoff traute seinen Ohren nicht. „In den letzten Tagen ... na, da wirst du wohl ein Genie, ehe wir's uns versehn!"

William las seinen Einakter vor, und als er fertig war, wollte er das Manuskript wieder zu sich stecken.

„Nein, bester Hög ... gib mir das Ding ..."

„Was willst du denn damit?"

„Es anbringen, mein Lieber."

„Ach, wo denkst du hin, das ist ja kein Bühnenstück."

„Vielleicht nicht ... aber es ist voller Stimmung, und das ist schon viel wert!" Hoff fing an, das Heft durchzublättern. Er las ein paar Szenen. „Etwas ist darin," sagte er dann vor sich „etwas ist darin ..."

Er schlug die letzte Seite auf. „Aber daß gerade du als Siegesprophet auftrittst! ... Na, übrigens desto besser ... Oder meinst du es vielleicht ironisch?"

„Ich weiß nicht recht ..." William hielt einen Augenblick inne, „vielleicht ist es Resignation ..."

„Na, das wäre mir die richtige Zeit zu resignieren, jetzt, wo du eben beginnen sollst!"

Viertes Kapitel

Das Haus begann sich zu füllen. Man hörte vom Parkett her ein Klappern vom Auf- und Niederschlagen der Sitze und ein Summen, das wie eine Welle gegen den Vorhang aufstieg. Im Orchester stimmte man die Instrumente.

Auf der Bühne war es halbdunkel. Der Regisseur ging hin und her und stellte Nippessachen auf Etageren und Schränke; ein paar Arbeiter brachten große Blattpflanzen angeschleppt.

Ein junger, auffallend bleicher Herr erschien auf der Bühne. „Du, das ist er," sagte der eine Maschinist zum andern. Der

Kamerad sah ihm nach. „Der sieht aber gründlich verbummelt aus," sagte er.

William ging an den Vorhang und guckte in den Zuschauerraum. Die Leute saßen auf den Bänken zerstreut in dem spärlich erleuchteten Raume; sie schienen ihm auszusehen, als ob sie froren. Dann erblickte er Nina und Sophie mitten in einer der hintersten Reihen. Sie saßen ganz dicht aneinandergedrückt, mit leichenblassen Gesichtern, da.

William ging wieder nach den Kulissen. Er war gar nicht unruhig, war es überhaupt die ganze Zeit über nicht gewesen. Er nahm es so, als ob es überhaupt gar nicht ihn, sondern einen Fremden anging.

... Nun stand er hinter den Kulissen und wartete. Nach und nach kamen auch die mitwirkenden Schauspieler an und betrachteten sich musternd im Spiegel. Zuletzt fegte die Primadonna herein, von ihrer Garderobiere gefolgt, die eine Puderschachtel trug.

Die Schleppe wurde geordnet, die Blumen vor dem Spiegel befestigt.

„Das ist eine herrliche Toilette," sagte William.

Die Schauspielerin wandte sich um. „Haben Sie große Angst?"

„Ganz und gar nicht, gnädige Frau."

Die Dame sah ihn halb erstaunt, halb ungläubig an und wandte sich wieder dem Spiegel zu.

William kam es in den Sinn, was er früher hier an derselben Stelle gelitten hatte. Er ging ganz in diese Erinnerungen versenkt, und wie betäubt davon, umher. Jeder Schritt sprach ihm davon, und der Schmerz, den ihm das Wiederaufleben jener fürchterlichen Stunden verursachte, legte sich wie ein Schleier um seine Augen, der ihm die Gegenwart verdeckte und ihn dieser entrückte.

Ja, er hätte dieser Dame versichern können, daß er Qualen

in diesem Raum gelitten hatte, und wußte, was das hieß: zu debütieren! Und noch stand alles wie damals: der Bücherschrank, die Blumentische, die Uhr. Aber nun? Heute?... Er war ja nur gekommen, um Abschied zu nehmen!

Er ging wieder auf die Bühne. Man hörte den Lärm vom Zuschauerraum wie ein dumpfes Brausen, das näher kam und wieder zurückging. William ging zum Vorhang und guckte durch die kleine Öffnung. Beim Anblick all dieser zusammengepackten Köpfe, die er erst nicht klar erkennen konnte, wurde ihm doch ganz schwül zumute.

Nach und nach traten diese langsam hervor und er konnte die einzelnen Personen unterscheiden.

Plötzlich ertönte die Musik vom Orchesterraum herauf. William war sehr bleich geworden. Wie in einem Buche, dessen Blätter eine unsichtbare Hand umwandte, las er in diesen verschiedenen Gesichtern die Geschichte seines Lebens.

Da war die Gräfin Hatzfeldt. Sie saß in der Mitte der ersten Reihe mit einem dunkeläugigen, lebhaften jungen Manne. „Er ist jung," sagte William bitter. Und er starrte der Gräfin ins Gesicht, das noch immer so jugendlich war, von den blonden Schlangenlocken gehoben, denen er so manche glühenden Küsse geschenkt hatte! Und sein Blick verirrte sich zwischen die Spitzen dieser stolzen Büste und weidete sich ein letztes Mal an der Schönheit dieser Brust.

Da saß der Gymnasialdirektor aus Sorö! Es mußten wohl gerade Ferien sein, daß er jetzt hier in Kopenhagen sein konnte. Er war alt und klapprig geworden. Aber wie auch die Jahre vergingen!

Es hatte sich gar viel ereignet seit jenem Tage, wo er den Schülern verkündigte: der berühmte Schauspieler aus der Hauptstadt würde eine Theatervorstellung geben, bei welcher sie ihm assistieren sollten... Ja, viel hatte sich ereignet, man konnte wirklich das Recht haben, alt geworden zu sein!

Und dort saß Margarete. Sie war blaß und verbarg ihr Gesicht halb hinter dem Fächer. Gewiß hatte sie Angst für ihn — sie brauchte es nicht, nein, seinetwegen brauchte jetzt niemand mehr zu leiden!

Und dann sah er Camilla. Wie war dieses schöne Mädchen gealtert! Sie kam ihm so müde und gebrochen vor, wie sie so zurückgelehnt dasaß. Er erinnerte sich an jene Tage, wo sie in der alten Kirche vor ihm Orgel gespielt hatte, in der Kirche seiner Ahnen ... o, davon war es aufgekeimt — — was der Betrug seines unglücklichen Lebens wurde. Denn unglücklich war es gewesen!

Und dort in der ersten Loge erblickte er den Kommerzienrat. An diesen Mann hatte er seinen Namen verkaufen, so die alte Ehre seiner Familie beflecken wollen! Das Orchester spielte stärker, der Vorhang bewegte sich ... Unverwandt, und ohne irgend etwas um sich herum zu hören, starrte William von dieser Stelle aus seinem Leben und dessen Geschichte ins Antlitz.

Im obersten Range sah er den Wucherer Olsen. Zusammenzuckend schloß er einen Augenblick die Augen und holte tief Atem, ihm war, als müßte er ersticken. Warum hatten sie sich doch alle hier an diesem Tage ein Stelldichein gegeben?

Und dort saß ja auch der Intendant mit seiner Frau. Natürlich, der würde doch bei einer Premiere seines Theaters nicht fehlen!

Ja, das war sein ganzes Leben.

William hatte fast vergessen, was jetzt seiner wartete, er erinnerte sich kaum. Er sah nur diesen Raum, in dem er soviel gelitten hatte, die Menschen, die in sein Leben verwebt waren, und es kam ihm vor, als ob die Fäden seines Schicksals dicht, ganz dicht und unlöslich fest über den Saal gespannt wären, zu einem Netze, das sein Glück gefangen hatte ...

Der Schweiß trat ihm auf die Stirn; er fühlte ihn kalt her-

unterrieseln und seine Kleider netzen, während er diese Schar da vor sich mit den Augen verschlang. Es war nicht einer dieser sich hin und herbewegenden Köpfe, selbst die gleichgültigsten, die gänzlich unbekannten, die ihm nicht in diesem Augenblicke von der traurigen Geschichte des Lebens, das jetzt hier seinen Abschluß fand, zu erzählen schienen. Ja, seinen Abschluß! Denn warum wollte er in dem grauen, kummervollen Elend dieses Daseins bleiben? Was sollte er da? Wo sollte er sich hinwenden? Und sein Blick fiel wieder auf das feiste Gesicht des Kommerzienrats, der selbstbewußt, seine Perücke streichelnd, dasaß.

Nun war es bald aus mit dem großen Namen. Er hätte nur schon früher ein Ende machen sollen; es schüttelte ihn vor Grauen und Ekel, wenn er an die letzte Zeit zurückdachte.

Der Regisseur packte ihn beim Arm. „Der Vorhang geht auf," rief er und schob ihn von der Bühne. „Ich glaube meiner Seele, der Mensch ist eingeschlafen," sagte er zu sich selbst.

William stellte sich hinter eine Kulisse. Es lief ihm eiskalt den Rücken hinunter und seine Glieder schlotterten, wie im Fieber. Nach und nach kam er aber wieder mehr zu sich und fing an, den Worten der Schauspieler zu lauschen.

So ertönte das erste Beifallsklatschen, die zweite Salve, die dritte. Die Spielenden kamen mit strahlenden Gesichtern heraus, drückten ihm warm die Hand und gratulierten ihm.

William war wieder ruhig und gleichgültig geworden. Als der Vorhang fiel, herrschte stürmischer Jubel. Hoff kam auf die Bühne. Auch er sah strahlend aus. „Siehst du wohl... ich gratuliere, gratuliere..."

„Danke."

„Nun bist du doch wohl froh?" fragte er lächelnd.

„Ja—a," sagte William zögernd, und sah zu Boden.

Den nächsten Morgen saß Hoff vor seinem Schreibtisch, in der Hand einen Brief haltend, den er immer wieder und wieder las. Mitunter ließ er ihn fallen, versank minutenlang in Gedanken, dann griff er ihn wieder auf und las ihn nochmals:

„Ich bin gereist, lieber Hoff — gebt Euch keine Mühe, zu wissen wohin: William Hög werdet Ihr doch niemals wiedersehen. Und frägst Du, warum gerade jetzt? — Weil es sonst zu spät geworden wäre! Für mich war ja doch nur noch ein kümmerliches, elendes Leben übrig ...

Beurteile mich milde, denn ich habe gar viel gelitten. Ich träumte einst, etwas Großes leisten zu können und war unvermögend. Das ist die traurige Geschichte meines Lebens. Ein schlechter Mensch zu werden, langsam immer tiefer hinunterzugleiten, in Selbsterniedrigung, vielleicht als Lump zu endigen — dafür war ich zu gut!

Leb' wohl! Die Högs sterben aus — — Ich glaube, das Geschlecht erlischt mit zwei einsamen Frauen.

Leb' wohl

Dein William."

Hoff stand auf, öffnete ein geheimes Fach seines Sekretärs, nahm die Photographie der Gräfin Hatzfeldt heraus und betrachtete lange die lächelnden Züge. Darauf ging er zum Kachelofen hin, öffnete die kleine Tür und warf das Bild ins Feuer.

Er sah zu, wie es langsam verkohlte und zusammenfiel, dann warf er sich fröstelnd in einen Sessel. Lange blieb er in Gedanken versunken sitzen, unbeweglich, den Kopf auf seine Hände gestützt, bis der graue Morgen hereinbrach.

Ende

Werke von Herman Bang

Das weiße Haus. Roman. 2. Tauſ. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50

Der Leſer, der als Beſuch im weißen Hauſe weilt, wird ſo viel Schönheit in den Alltag mit zurücknehmen, daß das weiße Haus ihm ſtets eine Zufluchtsſtätte ſein wird, wenn er den Frieden ſucht.

(Neue Hamburger Zeitung)

Tine. Roman. 2. Tauſend. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

In dieſem packenden Roman, der aus Erinnerungen an des däniſchen Dichters Kindheitsheim hervorgegangen iſt, weht von der erſten bis zur letzten Seite der erſchütternde Hauch großartiger Tragik . . . Dieſe Tine ſteht vom erſten Augenblick an bis zu ihrem traurigen Ende in ihrer ganzen klar und wahr geſchauten weiblichen Größe vor uns da. Und welch ein großartiger Hintergrund! Durch das ganze Buch brauſt die dumpfe Trauermelodie eines unglückſeligen, verlorenen Krieges. (Berner Bund)

Exzentriſche Novellen. 2. Tauſend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

... Und ſo ſind dieſe Novellen alle, ſie haben alle denſelben leichten, kühlen, ſicheren Virtuoſenton, während unter der dünnen Decke Ströme brauſen und Stürme toben. Das Exzentriſche liegt weder im Ton, noch in den Stoffen, ſondern lediglich im Milieu der Stoffe — es iſt das des Artiſtenlebens, des Zirkus und des Spezialitätentums, des Hotels und Konzertſaals, und hier iſt Herman Bang zu Hauſe wie wenig andere. (Münchener Zeitung)

Michael. Roman. 4. Tauſend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Ein Künſtlerroman aus der internationalen Welt der Pariſer Ateliers. Und doch ein Buch, das von der erſten bis zur letzten Zeile mit ſkandinaviſchem Geiſte getränkt iſt. Nur ein Nordländer kann dieſe zarte Kunſt meiſtern, die lieber andeutet als ausführt, lieber flüſtert als ſchreit und ſeeliſche Rätſel in Ehrfurcht achtet, ſtatt ſie plump zu entſchleiern. (Berliner Tageblatt)

Ludwigshöhe. Roman. 3. Tauſend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

In dieſem Buch lebt alles, und ich und meine Frau haben mit lebenden Menſchen zuſammengelebt, während wir ergriffen laſen, ohne aufzuhören. Jonas Lie

---

Druck der Spamerſchen Buchdruckerei in Leipzig





